Dr. Edmund Pfleiderer,

Erinnerungen und Erfahrungen.

Erinnerungen und Erfahrungen

eines

Feldpredigers

aus dem

Krieg des Jahres 1870/71

von

Dr. Edmund Pfleiderer,
Professor der Philosophie in Kiel,
vorm. württembergischem evang. Feldprediger.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Karl Kirn.
1874.

Auf die Erlebnisse folgen die Worte, nach dem Geschehenen kommt die Geschichte, das treubewahrende „Gewissen, wie der Menschheit, so einzelner Völker und Personen." Nur eine schnell gesättigte und daher zu neuem Reiz eilende Blasirtheit kann es darum tadeln oder mit schaalem Spott begleiten, wenn das gewaltige Jahr, das hinter uns liegt, noch so reichliche schriftliche Nachblüthen treibt, wenn „weß das Herz noch voll ist, der Mund übergeht," wenn namentlich so Viele, die mit dabei waren und drin standen im Kampf und Sturm der Zeit, es nicht unterlassen wollen, auch für andere, für kommende Zeiten das Gedächtniß des Größten zu erhalten, was sie und unser ganzes Geschlecht erlebt haben. Gottlob läßt es sich zwar dießmal der Hauptsache nach nicht so an, wie in den Jahren 1813 und 1815. Damals that es nach kurzer Begeisterung Noth, daß „Geister hernieder stiegen," um einer rasch erlahmten Zeit zu predigen, sie solle die großen Tage ihres Volks nicht vergessen. Aber auch unsere Generation ist schnelllebig, schnell fertig mit dem Vergangenen, und kann darum ein Memento immer noch brauchen.

Und wo, wie in dem Jahre 1870, so heller Glanz über unserem Volke aufgegangen, darf er ja wohl, der Flamme im Festsaal gleich, aus gar verschiedenen Spiegeln wiederstrahlen, um seine ganze Fülle auszubreiten. Neben dem Werk des

Meisters, des Generalstabs, aus dessen Keil- und Frakturschrift die große Schachkunst für kommende Tage ihre Züge und Sprünge lernt und worin jeder Offizier sein Leisten als ein Theilrädchen an dem großen Mechanismus wieder erkennen darf, neben den, aus der Ferne und Vogelperspektive heraus mit eilendem Pinsel die Ereignisse fast noch überholenden Uebersichten und Gesammtbildern für das deutsche Volk hat gewiß auch die Arabeskenzeichnung, das Genrebild sein Recht, das mit natürlicher und lebensvoller, auch das Kleine achtender Treue eigene Erlebnisse und Erfahrungen darstellt, wie sie am einzelnen, an sich beschränkten Platz gemacht, von dem individuellen Auge und Sinn aufgenommen wurden. Mehrfarbig und mannigfaltig, nicht nur in der Uniform, sondern auch in der Natur und Art war das deutsche Volksheer; wer sein ganzes Leben und Ergehen kennen lernen will, muß unparteiisch Vielen sein willig Ohr leihen; solche Individualisirung und Detailmalerei ist berechtigte deutsche Art. Da mag denn der Arzt und Diakon oder Sanitätszugsführer erzählen von seinen armen Pfleglingen, von ihren Schmerzenslagern und unerhörter Heilung dieser oder jener Wunde — oder von ungeahnter Wegnahme dahin, wo kein Leid und Geschrei mehr ist und keine Thräne auf den Augen. Der Mann leiblicher Ernährung und Versorgung mag Kunde geben von der Noth, die er ausgestanden, um bei seinen Streifzügen in Feindesland Pflicht gegen die Seinen und Menschlichkeit gegen die Gegner allezeit mit einander zu versöhnen, mag mittheilen die Einblicke, die ihm gerade in das eigentliche Leben und Wesen des feindlichen Volks mehr als andern vergönnt waren. Der Freiwillige und Einjährige soll uns mit oder ohne Verse, die dem Strohlager im Biwuak oder der einsamen Wacht in dunkler Mitternacht entstammen, davon erzählen, wie sich das Kriegsleben und Getümmel in seinem oft philosophischen

Kopf ausgenommen, wie die komfortlose Wachtstube mit dem früheren behaglichen Studirzimmer sich gereimt habe.

So sei denn auch dem Feldprediger das Wort vergönnt und Einlaß in diesen Chor verstattet; war er doch auch in schweren Tagen ein gern gesehener Gast und freundlich aufgenommener Genosse dieser Kriegskameraden; darf sich doch sein damaliger Stand ohne Ueberhebung sagen, daß er wie Andre seinen Platz nicht unwürdig des Jahrs 1870 ausgefüllt und sich des Vergangenen, aber auch heute noch so frisch Gegenwärtigen nicht zu schämen habe. In unseren Augen und Herzen reflektirte sich die gewaltige Zeit doch wieder etwas anders; wie uns Vieles fremd und unbekannt bleiben mußte schon um des eigenartigen Berufs willen, so trat uns Manches dafür näher, für Manches erschloß sich der Blick eher, an was Der und Jener achtlos vorübergieng; insbesondere Art und Wesen des gemeinen Soldaten in außerdienstlichen und allgemeinmenschlichen Beziehungen offenbarte sich uns weit rückhaltsloser, da nicht die Schranke der unmittelbar dienstlichen Subordination dazwischen stand.

Nicht streng pastorale Erlebnisse und Erfahrungen soll das Folgende bieten; das geschah schon besser von Andern. Auch nicht, wie es bei der überreichen Fülle von Eindrücken nahe liegt, nur ein anekdotenartiger Ausschnitt aus den vielen bunten Scenen oder eine Reihe von Genrebildern und Detailerlebnissen soll gegeben werden, sondern in zusammenhängender Weise möge die geistige und gemüthliche Seite des Feldzugs hervortreten mit Zügen frisch aus dem Leben und Winken für's Leben — eine Behandlung, wie ich sie unter der überreichen Kriegsliteratur bis jetzt noch weniger traf, und wie sie vielleicht Manchem den rothen Faden abgeben kann, an dem er eigene Erlebnisse oder die vielen fremden Einzelberichte ordnend gereiht

zusammenschaut. Kurz gesagt, es soll mehr in allgemeinen Umrissen dargestellt werden, wie sich mir an meinem individuell beschränkten Platz und in meinem spezifischen Amt die Gelegenheit bot, vor Allem sittlich und religiös, doch mannigfach auch allgemeiner human und kulturgeschichtlich Menschen und Zeiten in großen Tagen mit offenem Auge und Herz kennen zu lernen. — Jetzige Aufzeichnungen, obwohl sie etwas spät zu kommen scheinen, sind dafür wohl objektiver und abgeklärter, auch weniger den zu Haus und im Feld nicht ausbleibenden falschen Unterstellungen oder Mißgriffen ausgesetzt, als die seinerzeit so sehr gewünschten und doch so gar nicht unbedenklichen Berichterstattungen mitten aus dem Feld heraus, bei denen ich jedem Nachfolger zu großer Vorsicht rathen möchte. Sine ira et studio muß eine historisch große Zeit betrachtet werden; das ist aber kaum möglich, so lange man den lebendigen Ereignissen noch mehr oder weniger nahe steht. Denn in solcher Zeit schlagen alle Pulse lebhafter und hitziger und tragen ihre Vibration über das Ziel auch in das geschriebene Wort hinein. Insbesondere kann es nicht anders sein, als daß auch manche persönlichen Erfahrungen in und nach dem Krieg gemacht werden, für die es besser ist, wenn die Zeit ihnen den Stachel nimmt oder wenigstens stumpft. Denn was sollen wir Gift saugen aus dem Blüthenjahr des deutschen Reichs?

Es ist ein eigen Ding um die militärische Religiosität, von welcher schon während des Kriegs so manche Züge berichtet wurden und mit der wir naturgemäß beginnen. Dieselbe darf kecklich als eine besondere Klasse unter den so vielfachen Schattirungen bezeichnet werden, welche die

Eine Grundstimmung bei den verschiedenen Menschen annimmt. Weit entfernt, sich eintönig und einförmig in überall gleiche Formen und Formeln spannen zu lassen, nimmt diese ja die Farbe nicht nur des individuellen Karakters, sondern auch des jeweiligen Standes und Berufs an; und das ist recht, denn nur das Individuelle ist lebensvoll und natürlich. Zu solchen Beobachtungen bot sich mir und meinen befreundeten Kollegen ganz besonders die Gelegenheit, da wir nicht schon längere Zeit vorher das geistliche Amt in Militärkreisen bekleideten, sondern aus ganz andern Stellungen heraus nur ad hoc für Feldzugsdauer unseren Platz bei der württembergischen Armee erhielten. Da war Alles neu, ungewohnt und unbekannt; was ein Anderer nach längerer Gewöhnung gar nicht mehr beachtet, sondern als selbstverständlich hinnimmt, trat uns als eigenthümlich interessante Erscheinung gegenüber, die abweichend von anderen Erfahrungen das Nachdenken über Ursache und Grund herausforderte. — Es ist freilich, gelegentlich bemerkt, sehr fraglich, ob diese bisherige württembergische und süddeutsche, von der preußisch-norddeutschen abweichende Sitte zweckmäßig ist, wornach die ordentlichen Garnisonsgeistlichen der Friedenszeit zu Haus bleiben, wenn ein Feldzug ausbricht, und dafür junge, unerfahrene, wenn auch vom besten Eifer beseelte und von frischer Kraft erfüllte Freiwillige an ihrer Statt die Truppen gerade in den eigentlichen Ernst ihres Berufs begleiten. Die militärischen Kreise haben an sich und im Frieden schon so viel Eigenthümliches, vom gewöhnlichen Leben und Treiben der bürgerlichen Gesellschaft Abweichendes, daß es gut thut, länger mit ihnen und ihrer Art bekannt zu sein, um nicht zu seinem und des Amtes Schaden auf diesem Boden der strengen Form und Etikette vielfach anzustoßen, selbst ohne es zu wissen oder zu ahnen. Und vollends der Feldzugsdienst! Regeln und pastorale

Anweisungen, wie sie fürs Friedensamt von Werth sind, wären hier nahezu unmöglich: Selbst sehen und hören, selbst lernen und suchen, selbst sich helfen, ist in dieser Lage die Losung; wenn irgendwo, so macht hier allein Erfahrung den Meister. Diese aber geht bei der seitherigen süddeutschen Einrichtung jedesmal wieder so gut als verloren. Denn aus diesen oder jenen Gründen ist es eben doch besonders bei den Protestanten ziemlich zweifelhaft, ob die gleichen Leute wieder ohne ausdrücklichen Beruf einen zweiten Krieg freiwillig mitmachen. Gleichen ja auch die Kriege nicht alle dem von 1870, der getragen und verklärt war von der einmüthigen Begeisterung eines großen, um seine Existenz kämpfenden Volks. Da hatte es allerdings, so wenig sich ein Sterblicher zu Anfang bekanntlich den glänzenden Verlauf voraussagen konnte — im Gegentheil! — da hatte es keine Noth, reichlich freiwillige, für jedes Risiko freudig bereite Kräfte zu bekommen.

Schlimm aber wäre es, was nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, wenn man bei dieser Einrichtung auch einmal genöthigt sein könnte, Leute zu nehmen, die nur — sozusagen als theologische Abenteurer — mitmachten nach dem Wort des bekannten Studentenliedes: „Will gegen die Franzosen ziehn, Vielleicht wird dort mein Glück mir blühn" 2c. Und doch ist — vielleicht in einem begeisterungsleeren Krieg nur noch mehr — für den geistlichen Dienst bei den armen Soldaten im Feld nur der Beste gerade gut genug! —

Sei dem, wie ihm wolle, bei uns gerade handelte es sich in Folge dieser Einrichtung zuerst und vor Allem darum, uns einzubürgern, die amtlich angewiesene Stellung innerlich und gemüthlich bei den Unsrigen zu erringen, mit Einem Wort: „mitanzukommen" und unsern Dienst als ein ordnungsmäßig mitberechtigtes Glied in den militärischen Organismus für aller

Bewußtsein einzufügen. Der zeitlich erst so wenig und doch sachlich so himmelweit fernliegende Krieg von 1866 hatte uns speziell hierin kaum oder gar nicht vorgearbeitet; im Gegentheil, es galt gleich von Anfang an seine Erinnerungen und Bräuche auch in pastoraler Beziehung gründlich zu verwischen, durch rasch und energisch bewiesenen Eifer zu zeigen, daß auch wir es dießmal anders halten werden.

Eine kräftige, überaus dankenswerthe Stütze hatten wir dafür an dem Oberkommandanten der württembergischen Division, der uns, vom preußischen Heere her gar nicht anders gewöhnt, von Anfang bis zu Ende in liebenswürdigster Weise entgegenkam und jeden Vorschub that. Durch diesen Vorgang, sowie gewiß auch durch den an sich religiösen, nicht unkirchlichen Sinn des schwäbischen Stammes gelang es unerwartet bald, den geistlichen Dienst in erfreulichen Fluß zu bringen. Während zuerst unsre bezüglichen Gesuche wohl da und dort Einwendungen begegneten und mit wirklichen oder vermeintlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, lebte sich die Sache allmählig so ein, daß man uns zum Theil selbst mit Aufforderungen zu Gottesdiensten zuvorkam oder Interpellationen machte, wenn aus dringenden Gründen einmal ein solcher ausfiel — gewiß eine sehr erfreuliche und ermuthigende Erfahrung, die man nicht erwartet hätte. Ohne Kommando (was ich zumal im Feld für unprotestantisch und überdieß für sehr unnöthig hielt) fand sich auch in ruhigen, nicht von der Sorge und Noth des Lebens gedrängten Zeiten (z. B. vor Paris) immer eine sehr zahlreiche, aufmerksame Gemeinde ein; selbst das Bedürfniß legte sich nahe, der beschränkten Räume wegen innerhalb der Regimenter bataillonsweise zu theilen, was aber der Abtheilungsverband aus dienstlichen Gründen nicht zu erlauben schien. — Daß sich nach Schluß des Feldzugs, in der Okkupationszeit und auf dem Rückmarsch ein gewisser Nachlaß

bemerklich machte, erschien mir, ehrlich gesagt, nicht gerade als ein Nachlaß der religiösen Natur selbst, sondern als eine ziemlich natürliche und darum nicht so sehr zu beklagende Erscheinung, als eine begreifliche Abspannung, wie sie überall vorkommt.

Ich gestehe offen, daß ich besonders die Offiziere, ehe ich sie kannte, in religiöser Hinsicht mit einem gewissen Mißtrauen betrachtete und wenig Entgegenkommen von ihnen hoffte. Aber auch hierin fand ich mich in wirklich erfreulicher Weise getäuscht. Mögen die Männer des Schwerts immerhin vielfach „ῥεῖα ζοῶντες θεοί“ für bürgerliche Begriffe sein, mögen sie in diesem oder jenem Punkt auffallend lax denken — das, was ich gefürchtet, fand ich (mit sehr wenigen Ausnahmen) nicht, keine blasirte Frivolität in religiösen Dingen, nicht jenes zucht- und meisterlose, schnellfertige, superkluge Fertigsein mit den Fragen, die nicht mit Händen zu greifen und mit dem Ellmeß zu berechnen oder auch mit Loupe und Secirmesser zu traktiren sind, ganz anders, als in vielen sogenannten gebildeten und sehr soliden Kreisen, die sich mit ihrer zweifelhaften justitia civilis Wunder was dünken.

Mit Einem Wort, es war unverkennbar, wie die militärische Zucht bis auf dieses, scheinbar ganz entlegene Gebiet ihren wohlthätigen Einfluß erstreckte. Die Religion des Soldaten ist Uebertragung seiner Disziplin auf die ganze Weltanschauung. Gewöhnt an strenge Subordination in seinem Dienst, ist er auch für das religiöse „Abhängigkeitsgefühl,“ den innersten Kern aller Frömmigkeit, vorgebildet. Die ganze Weltordnung erscheint ihm naturgemäß in dem Licht, in welchem schon Aristoteles (Metaphysik XII.) sie anschaute als ein wohlgegliedertes Heer unter Einem allweisen, allmächtigen Feldherrn, der alle Fäden in seiner leitenden Hand hat. Der

„Zufallsweltlauf,“ das „Chancenspiel“ ist dem militärischen Denken und Fühlen nicht so naheliegend, als andern Berufsarten. Da bestätigt sich, was schon das neue Testament ab und zu über ganz besondere religiöse Empfänglichkeit von Soldaten und Offizieren zu erzählen weiß, wie sie anderwärts in Israel nicht gefunden wurde. Man durfte schon an den Hauptmann Kornelius, an den von Kapernaum denken, der ja (Matth. 8, 8. 9.) ganz genau diesen naheliegenden Analogieschluß von seinen dienstlichen Verhältnissen aufs religiöse Gebiet zieht. —

Wenn die stramme militärische Zucht den Boden für die religiöse Arbeit ebnete, so wirkte diese in natürlicher Wechselwirkung selbstverständlich auch wieder zurück, um in schweren, prüfungsreichen Zeiten die Geduld und ausharrende Treue bei den Soldaten zu erhalten und zu beleben. Nur daß man diese Einwirkung, wie zuweilen in allzugroßer Anerkennung geschah, nicht überschätzen darf, und daß der Feldgeistliche insonderheit sich hüten muß, hierin, was die Disziplin betrifft, des Guten zu viel zu thun und einseitig nur nach Unten zu wirken, weil nach Oben der militärische Organismus sehr begreifliche Vorsicht und Diskretion auferlegt. Als geistlicher Feldwebel, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vor dem gemeinen Soldaten zu figuriren, steht trotz der zuweilen sich regenden Neigung zur Insinuirung einer solchen Thätigkeit, doch dem Amte herzlich schlecht an, das unparteiisch, in richtiger, volksfreundlicher Demokratie zu walten und mit Takt, in einer dem gebildeten Ohr wenigstens noch wohlverständlichen Weise nach allen Seiten Pflichten und Rechte vorzuhalten hat. Ich wenigstens schämte mich des Kollegen, als ich einmal, am Tag nach Sedan, sah, wie ein (nicht württembergischer) Feldgeistlicher auf offener Straße einen Soldaten mit dem Stock schlug, weil dieser seiner Siegesfreude

allzu spirituosen Ausdruck gegeben hatte — gewiß nicht der Einzige unter Tausenden im Feld und zu Haus! —

Immerhin bleibt es bedeutsam, daß die so oft thöricht verschrieene Disziplin, der „Militarismus,“ wie er in seinem nächstliegenden Gebiet so glänzende Proben abgelegt hat, so auch auf anderen Gebieten ganz und gar nicht der schreckliche Menschenverderber ist, sondern neben den unleugbaren Schatten auch Lichtseiten von nicht zu unterschätzendem Werthe zeigt: Nicht blos dem Staats- und Volksleben, was schon eher anerkannt wird, nein, selbst der Kirche und dem religiösen Wesen kommt es gründlich zu gut, wenn die heranwachsende, zu schrankenloser Freiheit von Natur so geneigte Jugend durch eine solche Nachschule der Zucht und Ordnung geht. Denn wo diese fehlen, da helfen alle Gesetze und Verordnungen, Predigten und Unterweisungen nicht viel: der Gesetzes s i n n, die dem Menschen nun einmal nöthige gründliche Angewöhnung und Einlebung fehlt!

Wenn wir in dieser Weise für die, selbst gegenüber von anderen Kreisen erfreuliche Religiosität des Militärs auf die Basis der natürlich-weltlichen Verhältnisse erklärend verweisen, so zeigt sich allerdings auch im Wesen der soldatischen Frömmigkeit noch eine gewisse Urwüchsigkeit, eine Art von Naturalismus, sowohl innerlich im Gehalt, in der Vorliebe für die mehr allgemeinen, peripherischen Gebiete der Religion im Unterschied von den spezifischen und centralen Dogmen, als auch äußerlich in den Formen und Lieblingsneigungen des Militärgottesdiensts. Ich bin überzeugt, ein genauer und liebevoll eindringender Blick vermöchte, wie National- so Standestypen der Religion herauszufinden. — Unverkennbar war stets die Vorliebe von Soldaten und Offizieren für den eigentlichen Feldgottesdienst, für die Andacht unter Gottes freiem Himmel, auf einer Wiese, unter grünen schattigen Bäumen, oder in einem blumenprangenden Park, wie deren zu-

mal die Umgebung von Paris so viele aufzuweisen hat. Selbst wenn die Umstände wohl die Benützung einer Kirche gestattet hätten, wurde doch, soweit es irgend die Witterung und Situation erlaubte, das blaue Himmelszelt als Gotteshaus vorgezogen. Es mag dabei der, diesem Stand — und wer wollte ihn drum tadeln? — nun einmal im Blut steckende Sinn für militärische, hier etwas anbringbare Paraden mitwirken; und es läßt sich nicht leugnen, an einem schönen Sommertage war es ein prächtiger Anblick, der auch dem Prediger auf seinem, wenn's gieng, geschwind hergerichteten und mit Tannenreis verzierten Känzelchen frischen Schwung gab, wenn die Abtheilungen im offenen Viereck oder Kreis, die kräftigen Offiziere je vor der Front auf ihre Säbel gelehnt, standen, wenn Helme und Säbel der stattlichen Reiter in der Sonne blitzten. Aber in letzter Hinsicht schien mir diese Vorliebe doch, wie gesagt, einen tieferen Grund zu haben und eben Ausfluß des relativen Naturkarakters der Soldatenreligion zu sein. Dem Konventikelfrommen ist es bei seinen Privatversammlungen am wohlsten in der dumpfen Stube, wo Alles familiär, alltäglich individuell ist, wie seine ganze Religionsanschauung auch, bei der die eigensten und alltäglichen, oft minder erheblichen und großartigen Erfahrungen des Individuums eine solche Rolle spielen. Der katholische Kult braucht hohe, majestätisch ragende Dome, um seinen Glanz, seine geheimnißvollen Wunder und Mysterien im Dämmerlicht gemalter Fenster zu entfalten. Die vermeintlich besonders rationell gebauten protestantischen Kirchen neuerer Zeit haben manchmal etwas vom lehrhaften Hörsaalgeschmack oder Theater an sich (vgl. die Paulskirche in Frankfurt). So gibt sich überall das innere Wesen der eigenartigen Frömmigkeit auch äußeren Ausdruck in seinem augenfälligen Lokal. Darum liebt der Soldat das Freie; es ist ihm zu eng und dumpf, zu offiziell und

lästig kirchlich im eigentlichen Gotteshaus, als steckte ihm noch was von den alten germanischen Vorvätern der heidnischen Zeit im Blut, die auch Feld und Wald als die würdigsten Stätten der Gottesverehrung für wehrhafte Männer ansahen.

Manchmal traf es sich in der That, daß das Freie weitaus der passendste Ort für einen Gottesdienst war und durch seine stumme Natursprache dem Prediger die Worte symbolisirend wie in den Mund legte. Wie erhebend am Sonntagmorgen den 7. August, als die württembergische Division brigadenweise an drei verschiedenen Orten des Biwuakfelds zur Dankfeier des glänzenden ersten Siegs sich sammelte, als die getragenen Klänge unserer Choräle, trefflich durch die Militärmusik ausgeführt, von da und dorther über das sommerlich-sonnige Feld ertönten, hinter uns in richtiger Ferne die am Tag zuvor beim eiligen Vormarsch gestreiften Greuel der Verwüstung und schrecklichen Scenen des weiten Schlachtgebiets von Wörth. — Welch eigenthümliche Scenerie an den Sonntagen vor dem endlich erreichten Paris (bei dessen erstem Anblick wohl mancher klassisch Gebildete das „θάλασσα“ der Xenophontischen Zehntausend nachfühlen mochte): Vor uns die prächtige, im Licht des frischen Herbstmorgens schimmernde und glitzernde Riesenstadt mit ihren Monumenten, umschlossen nun vom deutschen Heer; und wir, noch ahnungslos, gerade auf der Stelle (bei Coeuilly), wo in den schweren November- und Dezembertagen das schwäbische Heer in hartem Stand die lebendige Mauer gegen den ausfallenden und andringenden Feind bildete. — Ende Oktober bot sich z. B. für die Todtenfeier der bei Montereau-Nogent s. S. gefallenen Württemberger kein besserer Platz, als der Schloßpark, dessen nunmehr vergilbtes und fallendes Laub so verständlich predigte, wie auch „alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grases Blume.“ Und als im Kreislauf des Jahrs nach

hartem Winter der Frühling wiederkehrte, als Pfingsten uns noch immer in Feindesland traf, wo mochten wir dieß Pfingsten lieber feiern, als im Freien, wo Alles wieder grünte und blühte, wo Gottes Naturgeist uns so vernehmlich erinnerte, daß er auch in der Weltgeschichte und den Geschicken unsres Volks ein Neues, einen schönen Reichsfrühling habe anbrechen lassen, eine Mahnung an den Geistesfrühling, den solche Erlebnisse als Dank forderten.

Oft freilich verlangte die Witterung schlechterdings den geschlossenen Raum. Nun standen dann aber schon während des Feldzugs nicht immer, oder in der Okkupationszeit nicht mehr die Kirchen zur Verfügung. Letzteres war wohl eine bei uns zu weit getriebene Rücksicht auf die Laune des ehemaligen Feindes, bei dem man doch auch jetzt nicht gerade als Vergnügungsreisender sich befand. Nur noch den Katholiken unter uns war nunmehr (natürlich mit politischer Nebenabsicht) die Benützung der Kirchen gestattet; wir Protestanten waren ausgeschlossen und aufs Freie verwiesen, wogegen freilich einmal einer meiner höhern Offiziere den guten Gedanken hatte, nun seinerseits den Katholiken in seinem Bataillon die Kirche zu verbieten, da er diese Ungleichheit unter seinen Jägern nicht brauche. Die Grünen paßten ja wohl auch am besten wieder ins Grüne.

Bei der Nothwendigkeit eines geschlossenen Raumes und doch Verbannung aus der Kirche mußten dann allerlei Lokale herhalten, deren oft sehr anderweitige Bestimmung gerade durch den Kontrast, diese Grundsignatur des friedlichen Gottesdienstes im Krieg überhaupt, von Eindruck war. So hatte ich einmal in einem, mit französischem Luxus ausgestatteten sonstigen Tanzlokal für kranke und verwundete Sachsen eine Abendandacht zu halten und glaube kaum, daß die armen Zuhörer sich dabei in weltlichen Gedanken verloren. Ein anderes Mal mußte nach langen vergeblichen Versuchen endlich ein Zufall zur Entdeckung

einer etwas abgelegenen, aber recht brauchbaren Friedhofkapelle führen, gewiß kein unpassender Ort für den kirchlichen Gebrauch in einer Zeit, wo das dumpfe Dröhnen der Kanonen von und nach Paris ohne Worte in dieser Umgebung predigte: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen." Sogar die Mairien mit ihrer Salle de justice mochten schließlich (besonders auf dem persönlich versuchungsvolleren Heimmarsch) auch einmal der Ort sein, um den Siegern von der unparteiischen göttlichen Gerechtigkeit zu reden.

Für gewöhnlich freilich schien mir die Kirche selbst trotz Allem der geeignetste Ort. Wo Umgebung oder Witterung sich nicht besonders günstig anläßt, gestaltet sich ein Feldgottesdienst in der Ferne und Phantasie schöner und poetischer, als in der konkreten Wirklichkeit, — ganz wie das vielgerühmte und selbst besungene Biwuak. Nicht immer hat dasselbe den unleugbaren hochpoetischen Reiz und Duft, wie z. B. in der ersten noch warmen Sommerzeit bei Knielingen—Maxau: in nächster Nähe das Rauschen des angefochtenen Vater Rhein; ringsumher in dunkler Nacht die lodernden Lagerfeuer; allmählig verstummen die vom Marsch ermüdeten Menschen und man hört nur noch das Scharren der Pferde. Ueber dem Lagerbild wölbt sich der reine Sternenhimmel, dessen ewig geregelte Bahnen nichts gemein haben mit dem eisernen Würfelspiel, das hier unten um ein Fleckchen unseres Planetenatoms demnächst beginnen soll — ein ergreifender und doch wieder tröstlicher Kontrast! Selten aber trifft es sich so. Wenn der Wind heult und der Regen in Strömen gießt, oder wenn der Acker hartgefroren ist und Schnee das Linnenzeug vorstellt, dann ist es für den auf solche Lagerstätte Angewiesenen mit der Poesie vorbei und er zieht jede, selbst die prosaischste und äußerst empirisch duftende Bergung unter Dach und Fach weit vor!

Aehnlich ist's mit dem Gottesdienst. Von Gunst oder Ungunst der Zeit und des Orts aber auch abgesehen machen sich nicht minder allgemeine liturgische Bedenken gegen gar zu häufige Benützung des Freien geltend. Wo, wie in der langen Zeit der Pariser Belagerung, nur auch gar nichts Besonderes und Kasuelles vorlag, wo der Dienst, so nahe auch der Feind stand, wenigstens für den Geistlichen oft beinahe in die gewöhnliche Friedensbahn einlenkte, da schickte sich auch für unsere Versammlung der gewöhnliche Raum des Friedensgottesdienstes am besten. Keine zerstreuenden Allotria, kein im Augenblick der Zurüstung nicht beachtetes Scandalon der Andacht (wie manchmal im Freien, z. B. aufgehängte Wäsche nahe bei dem Prediger), ein Raum, dessen ganze Bestimmung und Ausstattung, dessen ausschließlicher Gebrauch für diesen Zweck an sich schon erhebend, an die Heimath erinnernd und von der jeweiligen Lage des Feldlebens befreiend wirkte, das hatte denn doch, von der äußeren Zweckmäßigkeit ganz abgesehen, allein schon seinen unverkennbaren Werth.

Immerhin galt es auch dann, dem unleugbar naturalistischen Karakter der Soldatenfrömmigkeit Rechnung zu tragen, Zeit, Ort und Verhältnisse, soweit nur möglich, als Naturfärbung hereinspielen zu lassen und sich ja nicht in einer abstrakt allgemeinen Predigtweise zu verlieren — homiletisch oft keine Kleinigkeit, zumal wenn aus anderen Rücksichten werthvoll erschien, dennoch die heimische Perikope zu Grund zu legen. Vollkommen kasuelle Reden waren vielfach schlechterdings unmöglich, auch unwillkommen, da Niemand das Gleiche überall und immer mit sich herumtragen will, sondern Jeder froh war, ein neutrales Asyl seiner Gedanken und Stimmungen auch einmal wieder im Gotteshaus zu finden. Rein beziehungslose, ebenso gut im tiefsten Frieden und mitten in der Heimath haltbare Predigten giengen

gleichfalls nicht an; soweit spielte nun eben doch die Zeitlage unabweisbar immer wieder herein, daß sie wenigstens ein leichtes Streiflicht auch im Gottesdienst erheischte. Die richtige Mitte von Beidem zu finden, war nicht leicht und bedurfte des angestrengten, der Zwischenfälle wegen oft weit vorgeschobenen Studiums wie es die verhältnißmäßige Seßhaftigkeit vor Paris denn auch meist ermöglichte, nachdem während des Marschs bei den allein verwendbaren, oft unvermuthet ein= (wie aus=) fallenden Rasttagen vielfach von den Hin= und Herbestellungen nur noch vielleicht eine Stunde Zeit geblieben war, um in gänzlicher Ermangelung einer ungestörten Studirstube etwa im Hausgärtchen geschwind das Nöthigste zu meditiren. Selbstverständlich war gedrungene Kürze, rasches Tempo und vollste Freiheit von aller Konzeptnachhilfe durchaus geboten vor solch einem militärischen Publikum, das nichts weniger liebt, als den „Lampengeschmack" in irgend einer Form. So zeigte sich auch beim Kirchengesang die gravitätisch langsamere Orgel, wenn sich je eine solche fand, weit weniger geeignet, als die raschere Militärmusik. Mit dieser giengen uns, z. B. in der Erlernung der beliebtesten Choräle, die Kapellmeister in dankenswerthester Weise an die Hand. Sehr gerne gesehen und womöglich geübt wurde das Mitsingen der Militärgemeinde (aus den Liedern des Gebetbüchleins), was ja als einzige protestantische Mitaktivität des Publikums seinen hohen Werth hat und sich auch mit den frischen kräftigen Männerstimmen, selbst unisono, prächtig machte. Carl der Große hätte sich gewiß gefreut zuzuhören, da er seinerzeit über die Sangesfähigkeit seiner streitbaren Germanen so schnöde Urtheile fällte!

In liturgischer Beziehung machten freilich die Umstände manche Abweichung vom heimischen, kirchlich=ästhetischen Brauch nöthig, zumal bei dem Dienst auswärts in den zerstreuten Sta=

tionen der Belagerungsarmee, bei Abendmahlsfeiern u. s. w. Das praktische Bedürfniß erlaubt keinen großen Apparat, wie er wohl auch schon für den Feldgeistlichendienst vorgeschlagen oder mitgegeben worden ist: Weniges, compendiös beisammen, im Nothfall in der Satteltasche mitführbar, im Uebrigen ein frischer, eifriger Sinn gepaart mit Takt und Gewandtheit, die sich zu helfen weiß, — das ist's, was hier in dieser Ausnahmslage Noth thut!

Und hierin war auch das Militär, jedenfalls das unsrige von Bekenntniß- und Formstreitigkeiten glücklicher Weise noch nicht berührte, sehr tolerant und nahm (bis auf den kompleten Vollbart hinaus) Vieles als unvermeidliche Kriegsnothwendigkeit hin, was zu Haus als großer Verstoß gegen kirchlichen Brauch und Anstand gegolten hätte. Nur mußte das Alles ohne Prätension geschehen; denn nichts ist diesen, hierin fast kastenartig eifersüchtigen Kreisen widriger, als etwaige, an sich vielleicht harmlos unbedachte Versuche, in dieser oder jener Hinsicht den Offizier zu spielen und in Aeußerlichkeiten mitzuthun (oder gar vollends in militärischen Dingen auch nur mit einem Wort mitreden zu wollen). Die richtige Haltung freilich muß gelernt werden, da, abgeschlossen von jeder civilen Gesellschaft und lediglich hineingestellt in Militärkreise, eine Verletzung der Grenzlinie selbst ohne Wissen und Willen allzuleicht möglich ist und der ganzen Stellung oder Stimmung schaden kann.

Bei dem Gebrauch der französischen katholischen Kirchen war es sehr wohlthuend zumal für den protestantischen Gottesdienst, in denselben ganz überwiegend schöne, geschmackvolle Lokale zu treffen, gänzlich ohne die störende, oft fast kindische Ueberladung und vermeintliche Ausschmückung der katholischen Kirchen bei uns. Die Franzosen halten offenbar viel darauf, was be-

sonders im Lothringischen auffiel, das ungewöhnlich viele neue, allerdings nach Einer Schablone, aber sehr ansprechend gebaute Gotteshäuser zeigte, obwohl nach dem wenig galanten Gallicismus in der Klage eines französischen Abbé an meinen (immer lateinisch mit seinen dortigen Kollegen konversirenden) katholischen Amtsbruder „tantum mulieres apud Francos ad ecclesiam affluunt, homines non!“ — Ich weiß nicht, ist es der unleugbar feinere französische Geschmack, der sich in jener größeren Einfachheit der Kirchen offenbart, oder ist es die Abwesenheit des bei uns vorhandenen protestantischen Gegensatzes, der vielleicht als Gegendruck den wahren Grund für die so oft überladen geschmacklose Pracht in den Kirchen des deutschen Katholizismus abgibt (vgl. die Bestimmung des Fronleichnamfestes: ad confundendos ecclesiæ catholicæ splendore hæreticos).

Diesen günstigen Eindruck machten die französischen Kirchen offenbar auch auf unsere Soldaten, welche, protestantische so gut wie katholische, es liebten, dann und wann auch außer der Zeit des Gottesdienstes sich dort einzufinden. Daher ich vor Paris im letzten, lange während der Belagerung bewohnten Quartier nicht ruhte, bis die zunächst während der Woche als Stationswache und Arrestlokal, früher sogar noch weit profaner verwendete Kirche ihrer ursprünglichen Bestimmung während der ganzen Woche zurückgegeben und für „neutral“ erklärt war (wobei nur zur möglichsten Schonung des katholischen Bewußtseins der Chor mit dem, wenn auch leeren Hochaltar geschlossen und unbenützt gelassen wurde). Den Soldaten aus ihren überfüllten, unruhigen Quartieren heraus war dieß ein willkommenes Asyl, wo sie ungestört bei sich sein und, sei es mit oder ohne religiöse Absicht, zur inneren Sammlung kommen konnten. Da wurden viele Briefe nach Haus geschrieben — gewiß keine Entweihung des Gotteshauses und der Stätte des Vaterunsers —

oder saß Einer der ziemlich zahlreich in der Uniform steckenden wackeren Lehrer an dem mangelhaften noch vorhandenen Harmonium und spielte Choräle, so daß sich oft ein ziemlicher Kreis Zuhörender und Mitsingender um ihn sammelte in gewiß erfreulicher Privaterbauung. Häufig kam mir dabei der Gedanke, ob nicht auch für uns Protestanten, in gewöhnlichen Zeiten, die katholische Sitte nachahmungswerth sei, wornach die Kirche die ganze Woche hindurch zum Besuch offen bleibt. Von getriebenem Unfug erfuhr ich nie etwas; auch zur Beförderung des, an Orte und Zeiten sich heftenden Aberglaubens geben denn doch gerade unsere nüchternen protestantischen Kirchen wenig oder keinen Anlaß. Dagegen wäre es bei der, auch zu Haus so vielfach stattfindenden Ueberfüllung der Wohnungen gewiß nicht ohne inneren Werth, dem der Ruhe und Sammlung Bedürftigen inmitten des Orts hiemit eine gewiße Freistätte zu bieten, zu der des Tages Lärm und Hitze nicht dringt.

Lehrreich war mir überhaupt die vielfach zu machende Beobachtung, wie wenig der Zwiespalt der Konfessionen innerhalb eines und desselben Volks in der Natur gegründet, wie mannigfach er nur das Produkt künstlicher oder überlegter Scheidung und Trennung der sonst einander völlig Nahestehenden ist. Ohne solche gewaltsame Einflüsse — wie nahe kann man einander kommen, wie Manches von einander lernen zumal in der Noth einer harten Zeit, deren Sturm und Drang jene künstlichen Scheidewände niederreißt und den Menschen als solchen nach seinem allgemeinen, ungeschieden sittlich-religiösen Werth erkennen lehrt. Abgesehen von der freundlichsten, fortdauernden persönlichen Beziehung zu einem allerdings auch besonders liebenswürdigen und gebildeten katholischen Kollegen war ich nicht minder amtlich geflissentlich auf möglichst reunionistische Haltung — und wäre es auch leider nur ad hoc möglich — bedacht.

Nicht blos die Zerstreuung der Abtheilungen in viele Stationen machte an den später allein zu verwendenden Sonntagen eine einfach harmlose Arbeitstheilung, nach der Weise Abrahams und Loths, ohne Konfessionsunterschied nöthig, oder ließ für die Vertheilung von religiöser Lektüre gegenseitige Unterstützung und Stellvertretung wünschenswerth erscheinen, sondern es galt besonders den Franzosen gegenüber, die auf eine konfessionelle Spaltung als Lücke in unsrer Phalanx so stark gerechnet, vor Feind und Freund zu zeigen und immer mehr zum Bewußtsein zu bringen, daß derlei Sachen doch noch kein Grund seien, die Söhne Eines Volks vor dem gemeinsamen Feind uneinig zu machen. Ich erfuhr auch (wie meine prot. Kollegen) wiederholt, daß diese Haltung nur Anklang und Billigung bei Soldaten und Offizieren fand, daß sich viele Katholiken besonders wie erleichtert fühlten, die ihnen sonst auferlegte Trennung von den Kameraden auch einmal los zu sein. „Was braucht man das Zeug im Feld?" meinte einmal drastisch bezeichnend ein katholischer Unteroffizier, als man ihn bei einem religiösen Anliegen an seinen zuständigen Pfarrer verwies, der gerade nicht da war.

Für die Katholiken fielen selbstverständlich unter solchen Umständen gar viele Formen und Formeln weg, die ihnen zu Haus als grundwesentliche Bestandtheile der Religion erschienen waren. Der Gottesdienst vereinfachte sich ebendadurch für gewöhnlich fast bis zur protestantischen Form; die kirchlich-beichtväterliche Ueberwachung war auch nur zum geringsten Maße möglich und ließ eine größere religiöse Selbstständigkeit aufkommen, als zu Haus; auch der von Natur katholisirende weibliche Einfluß fiel weg. Umgekehrt hat auch das protestantische Militär in dem starken Disziplin- und Ordnungsbewußtsein als der natürlichen Wurzel der Soldatenreligion eine gewisse katholisirende

Richtung an sich, die namentlich bei den Offizieren nicht zu verkennen war, indeß der protestantischen Kirche als Kirche gegenüber von blasirter Unkirchlichkeit oder partikularistisch zuchtloser Sektirerei im Allgemeinen auch gerade nichts schaden kann. So kamen sich beide Theile, zu strengem Konfessionalismus an sich nicht geneigt und von Natur mehr latitudinarisch gesinnt, in der Mitte näher. — Ob davon wohl eine bleibende Frucht zu erwarten sei? Allzusanguinisch, namentlich ungeduldig rasch dürfen wir in unsrer Erwartung gewiß nicht sein. Indeß bin ich doch überzeugt, daß ein solch längeres Sichnahekommen und Kennenlernen in schwerer, die Geister prüfender und sichtender Zeit nicht ohne dauernden Einfluß bleiben kann und auch in dieser Beziehung von der Million Feldzugsgenossen als von einem heilsamen Salz des übrigen Volks etwas gehofft werden darf.

Ob es bei den, natürlich immerhin noch vorhandenen Unterschieden leichter war, katholischer Militärpriester oder protestantischer Feldgeistlicher zu sein? Für den Krieg, wie gewiß auch für den Frieden scheint mir das Erstere der Fall. Zwar mochte in der, auch für das geistliche Amt doch nicht ganz wegfallenden politischen Beziehung die romanische Katholizität und der hieraus oft entartete falsche Kosmopolitismus dann und wann dem katholischen Militärpriester während des Feldzugs etwas in die Quere kommen, besonders seit im Zusammenhang mit dem deutschen Krieg der Abzug der Franzosen aus Rom (unser vis-à-vis bei Sedan-Mezières!) und die Okkupation des Kirchenstaats durch die Italiener stattgefunden hatte — ein unverkennbarer Stimmungswendepunkt bei vielen auch im deutschen Heer! Es mochte den katholischen Geistlichen wohl dann und wann gegenüber den eigenen Soldaten nur halbwohl und behaglich zu Muthe sein, wenn sie nolens volens an den

Kirchenfesten und Gottesdiensten der französischen Katholiken assistirend sich betheiligen mußten — dieß jedoch überwiegend erst in der halbneutralen Okkupationszeit und auf dem Rückmarsch, z. B. an Pfingsten und am Fronleichnamsfest. Das bildete wohl die minder willkommene Kehrseite zu dem Prae, welches sie bei der für uns Alle gern beliebten Einquartierung in den Curéhäusern zunächst vor dem protestantischen Kollegen hatten.

Abgesehen davon aber und in eigentlich amtlicher Beziehung ist es gewiß zumal unter schwierigen äußeren Verhältnissen viel leichter und einfacher, mit festen, so vielfach sakramentellen Formen zu operiren, auch durch den Amtskarakter zum Voraus seinen hohen Rang in einer vorerst unbekannten Gemeinde einzunehmen, als wenn man lediglich auf die Macht des Worts, der individuellen Seelsorge und persönlichen Arbeit angewiesen ist und seine Geltung nicht vom Amt ohne Mühe erhält, sondern persönlich sich erringen muß. Unbekannte Truppentheile katholischer Konfession, z. B. die Baiern, die einen jeden schwarzen Rock kurzweg „Feldpater“ hießen, waren deßwegen auch gegen uns Geistliche durchaus höflicher, als unbekannte protestantische Soldaten selbst des eigenen Landes. Dieß zumal in unseren süddeutschen Kreisen, die von dem katholisirenden Hochkirchenthum mancher lutherischen Länder nichts wissen und wollen. Da galt es vollends bei einer, für uns wenigstens ziemlich mangelhaften, aus doch zu großem Idealismus versäumten Eingliederung in die militärische Rangordnung, die nun einmal beherrschende soziale Basis dieser Kreise, da galt es, sage ich, sich oft recht weit herunter zu geben, auf manche zweifelhafte Aufnahme oder gar Abweisung sich gefaßt zu machen, Manches zu tragen und hinzunehmen und nur immer an das Wort Christi zu denken: „Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich

diene." Aber so leicht und schnell unter völlig neuen Verhältnissen geht es nicht, in dieser Art die richtige Mitte zu treffen zwischen dem allzu volksthümlichen Kapuziner, der, — obwohl am Ende das ersprießlichere Extrem! — eben auch nicht der Mann des gebildeten protestantischen Geschmacks ist, und dem hoch über seiner Gemeinde stehenden geweihten Priester oder dem, besonders für das niedrige, eines geistlichen Halts hauptsächlich bedürftige Militär in zu kalte Ferne gerückten Mann der salbungsvollen Amtswürde.

Aus allem Bisherigen ist wohl klar, daß ich weit entfernt bin, die jedenfalls erfreuliche religiöse Erfahrung in dem Feldzug 1870 einseitig, wie es zuerst wohl oft gar zu panegyrisch geschah, neuerdings aber eben darum klagend und enttäuscht wiederholt wird, etwa im Sinn einer besondern religiösen Partei und Richtung anzusehen und zu beurtheilen. Schon die natürlichen Wurzeln und Zuthaten, die ich aufzuzeigen versuchte, sprechen dagegen; es spricht dagegen das, bekanntlich nun einmal im Militär mehr als irgendwo eingebürgerte arge Fluchen, wider welches anzukämpfen wohl vergebliche Arbeit wäre. (Indeß darf es auch gewiß nicht allzuhart taxirt werden; Vorwürfe, wie Gotteslästerung, Blasphemie u. s. w. verfehlen ihr Ziel beinahe ganz. Es ist keine böse Absicht, keine bewußte und gewollte religiöse Frivolität, die gerade in diesen Kreisen seltener ist, sondern eine rohe, böse Angewöhnung, was darin zu beklagen bleibt, zusammenhängend mit dem naturgemäß derberen und rascheren, saftige und kräftige Exklamationen liebenden Temperament des Militär- und Feldzugslebens).

Fürs Andere konnte aber auch keinem nüchtern unbefangenen, namentlich das Volk von früh auf kennenden Blick verborgen bleiben, aus wie mancherlei sonst fremden Bestandtheilen die religiöse Stimmung des Durchschnitts gemischt war, weit mehr noch, als

dieß ja auch schon in gewöhnlichen Friedensverhältnissen unläugbar der Fall ist. Der sehr fleißige Besuch von Kirche und Abendmahl, das oft recht lebhafte Drücken und Drängen um die Erlangung eines religiösen Büchleins (Neues Testament oder das bei uns eingeführte sehr nette Soldatengebetbüchlein, welches — seltsam — wohl um seiner appretirten Faßlichkeit und heimischen Reminiscenzen willen noch mehr Anklang fand) — all das konnte zumal in unserer Lage keinen untrüglichen Thermometer wahrer ungefärbter Religiosität abgeben. Wie Vieles wirkte dabei wohl die Langeweile, besonders in der oft so öden Belagerungszeit vor Paris, wie viel die häusliche Gewohnheit und das Heimweh mit, dem schon eine deutsche Predigt, ein Gottesdienst wie zu Haus willkommene Erinnerung an die Heimath war, wie Vieles machte namentlich die bloße Noth und Gefahr der Zeit, also die Furcht, ein religiös keineswegs nur zu verachtender, aber doch etwas stark heteronomisch gefärbter Faktor, der insbesondere seiner Erregungsnatur nach keine Dauer zu haben pflegt, wie sogleich die Okkupationszeit zeigte. Denn „des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding."

Auf dem Boden der Furcht aber gedeiht ja bekanntlich vor Allem des Glaubens Stiefbruder, der Aberglaube, als üppig wuchernd Unkraut. Es ist „der Dienst des unbekannten Gottes," um deß willen der Apostel Paulus sehr treffend die Athener gar zu abergläubisch nannte. Darum finden wir diese Erscheinung vornemlich in solchen Richtungen und Kreisen, deren Lebenslauf mit unberechenbarem Zufall und Gefahren, mit jäher Bedrohung der Existenz und des Wohlstands zu thun hat. Die noch nicht aufgeklärte, mitten im Frühlings- und Sommerblühen der zur Ernte eilenden Natur so irrational erscheinende Plage des Hagels oder Wetterschlags ist Lieblingsgegenstand der superstitiösen Briefe und Beschwörungen. Bekannt ist der abergläu-

bische, Mythen und Visionen gebährende Sinn der Schiffer, denen des Windes und Meeres unbestimmbar jähe Tücken und Launen so viel zu schaffen und zu sorgen geben.

Immerhin, sowenig die aus andern Gründen nur zu billigende Verwerfung des Aberglaubens es zugeben wird, gehört zu ihm nothwendig ein gewisser religiöser Sinn, ein entschiedenes Abhängigkeitsgefühl (man denke an das weibliche Geschlecht und den Zustand der Krankheit!), nur irregeleitet, ohne Weisheit und ohne die wahrhaft fromme Geduld und Ergebung, die sich bei allen Irrationalitäten zu bescheiden weiß, statt überall in oft fetischistischer Vorsehungsmeisterung Vorankündigungen oder sinnliche Faktoren Für und Wider zu suchen und zu verwenden.

Wen kann es darum Wunder nehmen, namentlich auch bei dem Militär im Feld reichlich Spuren und Züge tüchtigen Aberglaubens zu finden? Die erforderliche seelische Erregung ist in diesem wechselvollen Leben zur Genüge da, wo es mehr als irgendsonst heißt: Heute roth, morgen todt! Der Irrationalitäten gibt es auch genug. Denn ohne Wahl reißt die Kugel in die Kolonnen: der Nebenmann, erst kürzlich eingerückt, fällt aus der Ferne schon beim ersten Schuß tödtlich getroffen; der Nachbar, ein alter Soldat, steht stundenlang im heftigsten Feuer, und kein Haar wird ihm gekrümmt. Warum das? Die vermeintliche Lösung kann so rasch nur der Aberglaube geben, während der Glaube mit Wechseln auf lange Sicht operirt. Die Klugheit von jenem kennt Dinge, die es gefährlich ist, im Gefecht bei sich zu tragen, denn „sie ziehen die Kugeln an,“ etwa wie die Eisenstange den Blitz. Vielfach hörte man, daß die beim norddeutschen Heer weislich eingeführte Blechmarke am Hals des einzelnen Soldaten sich bei den Todten nicht mehr vorfand, was die Erkennung sehr erschwerte. War sie zufällig

verloren gegangen? Schwerlich oder doch selten! Wohl meist war sie vor dem Gefecht weggeworfen worden; denn da ihre Bestimmung allerdings die Identitätsnachweisung bei schwer Verwundeten oder Todten ist, so galt in Folge einer superstitiösen Ideenassoziation, welche der Wahn (gleich dem Philosophen Hume) für Kausalzusammenhang hält, ihr Tragen noch im Gefecht als eine Art von „Beschreien“ des schlimmen Ausgangs, somit als gefährlich — die abergläubische Umbiegung und Ausartung des rein religiösen Begriffs der „Gottversuchung.“ — Ebenso ist es oft beobachtet worden, wie sorgfältig und erbarmungslos der Soldat vor der Schlacht mit den so guten Freunden langweiliger Stunden, mit den Spielkarten, aufräumt — denn sie stehen ja (allerdings psychologisch und moralisch sehr wahr) in gewisser näherer Verbindung mit dem Teufel, sind also wieder schlimme Begleiter in gefährlichen Stunden!

Umgekehrt aber gibt es auch Palliative gegen die Kugeln, vor Allem die merkwürdigen Briefe, strotzend von zusammenhangslosem Unsinn und reichlicher Kreuzmalerei. Es ist natürlich schwer, Einsicht in solche zu erhalten, wie mir z. B. nur ein einziger unter die Hände kam. Denn weislich meidet der Aberglaube das Tageslicht und den Einblick neugierigkritischer Augen unter dem Vorwand, daß alsdann die Kraft davon weiche. Aber gehört habe ich oft davon; und namentlich blieben meine Soldaten steif und fest darauf, daß Einer ihrer Offiziere, der mit Vorliebe und kaltblütigster Ruhe sein Bataillon wiederholt ins Gefecht führte, einen „Brief“ habe; denn er sei immer vorn, deutlich erkennbar, und doch geschehe ihm nie etwas, wenn Andere rechts und links fallen.

Ebenso galten unverkennbar die Gebetbüchlein oder Neue Testamente auch als in dieser Hinsicht werthvoll (wohl mit ein Grund ihres starken Begehrtseins!). Wenn es sich vollends

einmal traf, daß ihnen wirklich die Rettung zu verdanken war, so war ja der Beweis ihrer Kraft geliefert (denn zehn negative Instanzen ziehen für den erweissüchtigen Aberglauben und die minder gebildete Unmittelbarkeit des, überhaupt mehr positiv gestimmten Menschen nicht von Ferne soviel, als Eine positive). Ich erinnere mich noch mit Heiterkeit an einen Fall aus der Zeit nach den Ausfallsschlachten gegen die Württemberger, wo ich mit meinem katholischen Kollegen im Schloß von Ormesson vor Paris einen verwundeten katholischen Soldaten traf, dem wirklich hart auf dem Herzen das Gebetbüchlein glatt durchschossen, damit aber die tödtliche Gewalt der Kugel gebrochen war. Er zeigte es triumphirend, bemerkte indeß in einiger Verlegenheit gegen seinen zuständigen Geistlichen, daß es „eben" ein evangelisches Exemplar sei, da er kein anderes habe bekommen können; aber dasselbe „habe es dießmal doch auch gethan." Vielleicht war der Mann durch diesen glücklichen Schuß aufs Herz fortan wenigstens von der konfessionellen Engherzigkeit kurirt! — Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß derartige abergläubische Sachen sich nur bei den Katholiken gefunden hätten. Stärker sind sie wohl in diesen Kreisen vertreten, aber ganz fehlen sie bekanntlich auch im protestantischen Volk nicht, nur daß dieses nicht mehr die gleiche Offenheit und Naivität dafür besitzt.

Auch noch an andere religiöse Dinge und Handlungen schloß sich vielfach eine gute Portion Aberglauben (als Spreu zum Waizen) an. Bekannt ist dieß zu allen Zeiten von der Feier des h. Abendmahls, mit der deßhalb weises Maß zu halten, auch Zeit und Stunde richtig zu wählen von besonderer Bedeutung ist, will man nicht selbst dem Aberglauben Vorschub leisten, der sich hier besonders leicht anhängt. An sich freilich war jene Beschränkung im Feld schon geboten durch die viel größere Schwierigkeit des Arrangements gegenüber dem gewöhn-

lichen Predigtgottesdienst, zumal wenn man der dringend nöthigen Zeitersparniß wegen auf die dankenswerthe Mithülfe durch einen Kollegen sah. Ins Freie, das leichter zu haben war, passen streng liturgische, centralreligiöse Akte ohnedem nicht; Verunglückung eines mühsamen Arrangements aber, wie es bei aller Umsicht in unruhigen Zeiten vorkommen konnte, ist sehr bedenklich, da es leicht den guten Willen der sonst schon durch ihren Fachdienst vollbeschäftigten Offiziere, sowie der Mannschaft für ein anderes Mal lähmt, wenn Alles bestellt ist und schließlich doch nichts zu Stande kommt.

Daß endlich auch die Ansicht über das Gebet nicht frei von unreinen Zusätzen blieb, versteht sich. Denn hierin, wie in der objektiv entsprechenden Lehre von der „speziellen Vorsehung" gipfelte, begreiflicher Weise in solcher Lage, das religiöse Interesse. Der Mensch hält sich nun gar zu gern für das „Richtmaß aller Dinge." Droht im Allgemeinen eine Gefahr (wie z. B. beim Beschießen eines besetzten Dorfs mit Festungsgranaten), so wird der allgemeine Schaden mit rein mathematischer Nüchternheit und Wahrscheinlichkeitsrechnung angesehen immer ein verhältnißmäßig geringer sein, da die Kugeln neben dem Individuum denn doch gar viel Spielraum haben. Aber die, ganz natürlich sehr unbehaglich erregte Phantasie ist eben keine Mathematikerin; und wenn die Gefahr soweit glücklich vorbei ist, sieht sie gerne der Bewahrung und Wunder mehr als nöthig wäre.

Zu solchen Beobachtungen hatte ich vielfach Gelegenheit bei Besuchen, die ich namentlich in den letzten Monaten vor Paris am Sonntag Nachmittag vornemlich von unseren schwäbischen „Stundenleuten" gerne erhielt, welche in dieser Weise für ihre zu Haus gewohnten Nachmittagszusammenkünfte einigen Ersatz suchten, und wobei — zu einem Glas Wein und Cigarren —

in allerlei geistlichem und weltlichem Gespräch manches nähere Eingehen in erwünschter Weise möglich war. Freilich, gegen allzu massive Vorstellungen, selbst gegen abergläubische Ansichten aufzutreten ist so eine Sache, da hiebei gar leicht „mit dem Unkraut der gute Waizen ausgerissen wird.“ Entsprechend der doppelten Wurzel des Aberglaubens hilft da weder blos Bildungsaufklärung (etwa durch physikalischen Unterricht, wie man neuerdings oft meint), noch bloße religiöse Vermahnung und Verwarnung, sondern Beides muß Hand in Hand gehen und es muß reine, vernünftige Religiosität vor Allem als wirkliche Befriedigung des irrenden Bedürfnisses eintreten.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich bei allem Seitherigen so wenig Gelegenheit fand, von den eigentlichen Brennpunkten des Feldlebens und Kriegszugs zu reden, von Schlachten und Verbandplätzen, von Leichenbegängnissen und Spitälern etwas zu erwähnen. Im Wesentlichen ist das Sache Anderer. Denn so wenig es mir natürlich einfallen kann, die hohe Bedeutung des religiösen Elements für alle Lagen und Zeiten des Feldzugs zu verkleinern, so klar ist es mir trotzdem, daß der Feldgeistliche doch ja nicht wähnen darf, eine Hauptrolle im Krieg zu spielen, daß er bei allem Eifer für seine an sich so hohe Sache die nöthige Bescheidenheit sehr zu wahren hat, wie sie einer, hier nun einmal nur peripherisch in Betracht kommenden Thätigkeit zusteht. Eben dieß, nicht blos in der Fremde, sondern auch unter den eigenen Leuten als ein relativ Fremder, als Gast zu arbeiten, ist die in der Natur der Sache liegende große Schwierigkeit und Unannehmlichkeit seiner ganzen Stellung. So tritt er bei den Hauptaktionen naturgemäß ganz zurück und überläßt, wie die That, so auch nachher die Beschreibung Anderen. — Er hat überhaupt eine Aufgabe, die zumal für jüngere Jahre und rasches, vollends protestantisches, mit

seinem ganzen Volk sympathisch pulsirendes Blut ziemlich schwer ist, die Aufgabe nemlich, allmählig, sei's auch durch mancherlei Mißgriffe hindurch die rechte Stellung und Stimmung zu finden, welche die Mitte hält zwischen gar zu lebendiger Theilnahme am eigentlich militärischen Thun und Leisten, und andererseits einer, dem ganzen Werk mit fremder Kälte, vielleicht gar mit pessimistischem Widerwillen gegenüberstehenden Gesinnung und Haltung — ersteres mehr der protestantische, das letztere (je nach den konfessionellen Verhältnissen von Freund und Feind) eher der katholische Irrweg.

Insonderheit lag dießmal theologisch die Gefahr nahe, daß man in der ersten Hitze der gerechten Entrüstung, wie zu Haus so besonders im Feld allzu alttestamentlich in Sinn und Wort wurde. Denn bei allem Respekt vor den ehrwürdigen Psalmen, die zuerst so manchen merkwürdig treffenden Text an die Hand gaben, läßt sich doch nicht leugnen, daß in ihnen so etwas wie ein Nationalgott mannigfach durchtönt — eine für unser geläutertes christliches Bewußtsein und unseren heutigen Geschmack rein unmögliche Denk- und Redeweise! Es kam mir das einmal recht eigentlich mahnend und warnend zum Bewußtsein, als ich am Frühmorgen der Sedaner Schlacht mit einem lieben Arzt bei Nouvion an der Maas in den ersten Strahlen der nebelbesiegenden Sonne an einem, über und über mit frischen Blumen und Kränzen geschmückten Marienbild vorüberritt. Wie viele französische Gebete und Seufzer für den Sieg der eigenen Waffen und Söhne — denn ein kirchliches Fest war nicht um den Weg — mochten wohl vor dem stummen Bild den Tag zuvor zum Himmel emporgesandt worden sein, gewiß nicht weniger, als von deutscher Seite für *unseren* Sieg! Vorn hatten bereits die beiderseitigen Kanonen ihren gewaltigen Disput in den schönen Septembergeburtstagsmorgen hinein gegen

einander eröffnet; waren nicht bei roher Auffassung die beiderseitigen Gebete der feindlichen Nationen auch eine Bombardirung des Himmels durch die Menschenkinder? Wie lösend in diesem Zwiespalt kamen mir bei diesen stillen Gedanken die Worte des berühmten Kirchenlieds in den Sinn: „Bist du doch nicht Regente, Der Alles leiten soll; Gott sitzt im Regimente Und führet Alles wohl!" Am Abend war schon „welch eine Wendung durch Gottes Hand" eingetreten; — freilich die wahre Religiosität hätte sich in das Gegentheil ebenso ergeben müssen ohne Murren und Tadel!

Mit all dem soll aber nicht gesagt sein, daß nicht eine lebendige, nur vornemlich passive Theilnahme des Geistlichen am Feldleben mit seinen Nöthen, Entbehrungen und Gefahren als eine Art thatsächlichen Predigtkommentars vom größten moralischen Werth sei, um so mehr, als der Soldat weit eher ein Mann des Lebens, als des Wortes ist. Es erstreckt sich dieß bis auf scheinbare Kleinigkeiten hinaus, wie ich z. B. glaube, daß, so sehr über die praktische Zweckmäßigkeit gestritten werden mag, das Berittensein des Feldgeistlichen gleich den Offizieren und meisten Militärbeamten von diesem Gesichtspunkt des vollen Mitmachens aus noch geeigneter ist, als die Benützung eines Wagens. Auch das Mitausziehen auf die sog. Allarmstellungen in größerer oder geringerer Entfernung vom Quartier erschien uns eben von dieser Erwägung aus nicht ohne Bedeutung, so wenig sich auch dabei eine geistliche Wirksamkeit entfalten oder eine dienstliche Inanspruchnahme als wahrscheinlich denken ließ. Aber schon die Möglichkeit des Ernstwerdens war eben doch für Uneingeweihte nie mit Sicherheit ausgeschlossen (wie wir z. B. am Morgen des 30. November unter dem zwar heftigen, aber längst gewohnten Feuer der Pariser Forts so ahnungslos ausrückten, wie die Tage zuvor); deßhalb däuchte es uns besser, den Sol-

daten gleich auch selbst mit auf dem Platz zu sein, da, wenn es angeht, natürlich Niemand mehr zum Auskunftgeben und Wegeweisen disponirt ist. Und diese fast immer blind verlaufenden Allarme bei ihrer merkwürdig häufigen Wiederholung, beinahe zu jeder Tageszeit, gehörten vollends an den herbstlich-winterlich werdenden Oktober- und Novembertagen vor Paris wohl zu dem physisch und psychisch Ermüdendsten des Feldzugs; da konnte das Wegbleiben um so leichter Mißdeutungen ausgesetzt sein.

Was eigentliche Gefahren betrifft, so ist ihnen bei der heutigen Tragweite der Geschosse auch der Militärbeamte, vollends der Arzt und Geistliche unerläßlich ausgesetzt, weßhalb es nicht mehr als billig ist, wenn auch der Feldgeistliche gleich andern Beamten und Offizieren für diesen Fall sich nachträglich sicher gestellt weiß, was, soviel mir bekannt, wenigstens bei uns nicht ausdrücklich bestimmt war. Indeß verlangt im Punkt direkter Gefahr allerdings Niemand von den Nichtkombattanten zu viel. Im Gegentheil wird es (und wohl mit gesundem Takt) nicht einmal gerne gesehen, jedenfalls nicht besonders ästimirt, wenn Einer der letzteren Klasse es sich einfallen ließe, besondere Bravourerweise geben zu wollen. Jeder an seinem Platz und vornemlich in seinem Amt und Beruf — dieß ist vor Allem beim Militär Losung, das wie gesagt Grenzüberschreitungen nicht leiden mag. Trifft es sich hiebei (weßhalb ein bestimmter Befehl, eine Anweisung von großem Werth, obwohl nicht immer möglich ist), daß die Situation mißlich und gefährlich wird, was oft nicht vorausgesehen oder jedenfalls nicht vermieden werden kann, nun ja, so gilt es, sich mit Ehren und Anstand zu halten, ob auch ohne Stoizismus, welcher dem Ungewohnten in solchen Lagen selten möglich ist und noch seltener als wahr und ungekünstelt vom Militär geglaubt würde. Nur Feigheit oder übertriebenes Bedachtsein auf Salvirung, wo das Amt zu

bleiben gebietet, wäre natürlich für jede, besonders moralische Wirksamkeit tödtlich. — Immerhin wird sich sagen lassen, daß eine solche Situation für den zunächst wartenden, noch unbeschäftigten Nichtkombattanten psychisch fast so unangenehm ist, als die selbstverständlich weit (statistisch bei der besonders gefährdeten Infanterie circa 10 mal) größere Gefahr für den Kombattanten in der betäubenden und abstumpfenden Hitze des Gefechts.

Hieraus ergibt sich, wie und inwieweit eine Theilnahme des Feldgeistlichen bei den Hauptaktionen möglich und von Werth war. Man kann wohl ab und zu von Ansprachen lesen, die von geistlicher Seite vor dem Gefechtsanfang noch gehalten worden — es mag sich das in der Ferne schön, sehr werthvoll oder wenigstens romantisch-erhebend ausnehmen; aus wirklicher Erfahrung (bei Wörth, Sedan, Mont Mesly) heraus möchte ich aber meine starken Fragezeichen bei dem Daß und noch mehr bei dem Wozu eines ersprießlichen Zwecks anbringen, und möchte sogar Bedenken haben, ob sich dabei nicht unversehens und ungewollt ein bischen Theaterspielen einmischen dürfte. Wie selten weiß der Laie, der Uneingeweihte, ob jetzt eigentlich ein Gefecht bevorstehe oder nicht. Kommt endlich plötzlich der Moment des Vorrückens in die Schlachtlinie, dann ists zu spät: Offiziere und Soldaten sind geschäftlich und gemüthlich von ganz Anderem, jetzt natürlich allein Naheliegendem in Anspruch genommen; es wäre ein unzeitiges Sichvordrängen, wollte der Geistliche nunmehr auch noch Zeit und Gehör für sich. Etwaige (vom wohlmeinenden, nur noch unerfahrenen Eifer eingegebene) Versuche verunglücken leicht — wenig heilsam vor dem Militär, das überall auf propere, unvergeckte Abwicklung hält; oder verstimmen sie sogar nur, statt irgend etwas zu fruchten. Denn der gute Same muß im Boden sein vor dem Kugelregen! Predigt ohne Worte ist schon

ein Vormarsch unter beständigem, vorn hin und her schwankendem Kanonendonner, der die aufmerksam darauf Achtenden Stellung und Verlauf der Schlacht in unsicherer Spannung ahnen läßt (wie bei Weissenburg und Wörth besonders). — Eine ernstere Stimmung bemächtigte sich des Heeres von selbst, wenn wieder die rothen oder blauen Pappdeckelkreuzchen der verbrauchten Chassepotpatronenpäckchen auf dem Weg als eigenthümliches memento mori des Feindes erreichte Nähe kund thaten, wie sie auf dem beschwerlichen Eilmarsch, Sedan zu, dem Laien die erste Kunde des Fühlungbekommenhabens oder strategischen εὕρηκα brachten. — Dagegen mochte etwa beim letzten Halt und Gewehrezusammenstellen dieß und jenes Wort mehr des Privatgesprächs, der persönlichen Abschiednahme, ein kurzes, an einen Psalm gelehntes „sursum corda et capita!“ am rechten Orte sein. Denn es störte einerseits dienstlich noch nicht und fand andererseits besonders bei den ersten noch ungewohnten Schlachten, wie Wörth, in manchen etwas bekümmerten Herzen zum mitmahnenden Kanonendonner und Mitrailleusenorgelspiel des hart bevorstehenden Schlachtfelds erfahrungsmäßig eine offene willige Stätte bei der, schnell und rein freiwillig im Kreis sich sammelnden Zuhörerschaft.

Auf dem Verbandplatz, dem ordnungsmäßigen Ort wie der Aerzte, so der Geistlichen während der Schlacht, jedenfalls gleich anwesend zu sein, versteht sich. Freilich blieb, die Verbandplätze betreffend, vielfach die Frage und Wahl noch störend offen, auf welchem unter denselben, ob auf dem Haupt- und Sammelplatz, oder auf den vereinzelten, mehr vorgeschobenen und vorläufigen Stationen am ersprießlichsten zu helfen sei. Darüber läßt sich streiten und muß wohl die Entscheidung dem eigenen Takt und jeweiligen Augenblick überlassen bleiben, der oft durch einen Zufall geschickt dirigirt. Allein auch hier

ist, Ausnahmen vollkommen zugegeben, der eigentliche Ort für eine spezifisch pastorale Thätigkeit nicht, wie man wohl meinen könnte, sondern der Eifer, der für die Armen so gerne viel thun möchte, muß sich mit taktvoller Weisheit die rechte Art seiner Bethätigung suchen, ja selbst zunächst Enthaltung aufzuerlegen wissen. Allzueifriges Hinzueilen kann sonst dem derben Witzwort begegnen, das bei einer solchen Gelegenheit in einer württembergischen Brigade einmal vorkam: „Das Opfer fällt, die Raben steigen nieder."

Zuerst die überaus peinlichen, schmerzlich spannenden Minuten des Wartens auf dem etablirten Platz, wen doch der eben erst in voller Frische und Gesundheit Abmarschirten der nächste Augenblick bleich, verstümmelt oder todt bringen werde. Die Aerzte richten ihre Instrumente, deren Anblick schon wenig Gutes verheißt; es wird für Wasser und Stroh gesorgt. Und nun bald beginnt das Kommen und Gehen der Verwundetenträger mit ihrer traurigen Last, das hochachtungswerthe Arbeiten der Aerzte (eines Stands, dessen sonst dubiöse Religion wohl vorwiegend in dem ungewöhnlich stark entwickelten Pflichtgefühl besteht) — All dieß ist von der Art, daß geistliche Sammlung und Stille lediglich keine Stätte mehr findet. Um leibliche Hülfe ist es den Getroffenen natürlich vor Allem zu thun, und haben sie diese gefunden, so läßt Schreck und Ermattung sie weiterhin nach möglichst ungestörter Ruhe verlangen. In dieser Richtung mit Hand anzulegen, was dem Gebildeten, ob auch nicht eigentlich Eingeübten ja nicht so schwer werden kann; die Truppenärzte, welche, gewöhnlich sehr unbeschäftigt, im Augenblick der Noth alle Hände mehr als voll zu thun haben, selbst mit den kleinsten Leistungen zu unterstützen, das ist auch ein geistlicher Dienst, freundlich und dankbar bei den Verwundeten aufgenommen, denen die Person ihres Pfarrers an sich schon gemüthlich näher steht.

Meinte doch einmal bezeichnend Einer, dem ich nach unseren Winterschlachten, zu La Queue in Abwesenheit der überbürdeten Aerzte in einem elenden, überfüllten Verwundetenzimmer Umschläge um die erfrorenen Füße machte: „Das ist so gut wie gepredigt, Herr Pfarrer!" und er schien mir Recht zu haben und meine seitherigen Ansichten zu bestätigen. Leicht läßt sich und ungezwungen bei dieser Gelegenheit das eine und andere Wort des Trostes oder der Mahnung in den gelockerten Boden einstreuen, auch Briefe und Aufträge lassen sich übernehmen, da solche Lagen blitzschnell bei dem Getroffenen das Heimweh wecken (wie dem Ertrinkenden das ganze vergangene Leben jäh vor dem geistigen Auge vorüberziehen soll). Wenn der Verwundete noch im Stande war, so schrieb er, um die weitere Besorgung dem Pfarrer zu übergeben, mit Recht lieber selbst auf ein gereichtes Stück Papier, wie es gerade zur Hand war (auf einem Verbandplatz des 30. November mußten es die Tapetenfetzen des zerstörten Gartenhäuschens auch thun, helf, was helfen mag! den Angehörigen war selbst auf so ungewohntem Material eine kurze Notiz lieber, als gar keine Kunde außer durch die amtlich kalte Liste). Sonst wurden in diesem Fall, um die Karte oder den Brief zu Haus vollends zu expediren, nur ein paar Notizen geschwind mitten unter das Verbinden hinein ins Schreibbuch aufgenommen.

Nur muß all dieß geschehen ohne wohlgemeintes zwar, aber hier eben ganz unpassendes Drangsaliren. Die recht eigentliche Zeit und Stunde für den Pfarrer und Seelsorger kommt erst am andern Tag in der abgespannten Stimmung des äußerlich zunächst versorgten Kranken, dem nunmehr ein Besuch hochwillkommen zu sein pflegt. Freilich ist das beim Weiterrücken der gesunden Abtheilungen oder bei dem Verschieben der Truppentheile, worin die Erregung einer Schlacht noch lange nach-

zittert, nicht immer auszuführen und muß daher dem Dienste Anderer überlassen werden, die an den Haupt- und Sammelspitälern seßhaft sind. Denn ein längeres und weiteres Fernsein von der eigenen fortziehenden Abtheilung hat die allergrößten Schwierigkeiten.

Aehnlich ist es mit den Leichenbegängnissen, zu deren feierlicher Abhaltung zumal bei Massen nach der Schlacht sich nur selten Gelegenheit bot, da das Leben mit dem fortgehenden Ernst seiner dienstlichen Anforderungen, oder die Sorge für die Verwundeten Alles in Anspruch nahm. Meist waren die Fälle, die mir eine solenne Beerdigung möglich machten, nur Einzelleichen von Verunglückten, auf Vorposten Getroffenen oder an Krankheit Gestorbenen. Indeß vor den gesunden überlebenden Kameraden war ja auch eine Leichenrede entbehrlich, wo die eigenste Erfahrung der Schlacht eben erst viel besser gepredigt hatte mit ehernen Zungen; hier genügte es, in die Siegesfeier (z. B. nach Sedan) einen Ehrenkranz zum Gedächtniß der Gefallenen zu flechten, die Siegeslieder mildernd zu dämpfen durch die ernsten Klänge eines Trauermarschs im Gotteshause, für die ferne Heimath aber durch alsbaldige Kunde an die Angehörigen oder an das dortige Pfarramt mit der Bitte um kirchliches Gedenken der traurigen Pflicht vollends zu genügen.

Ich habe schon erwähnt, daß der eigentliche Spitaldienst nicht gut in die Thätigkeit des Feldpredigers sich einfügte. Zwar wollte es uns Süddeutsche manchmal bedünken, als ob die norddeutsche, heiße man es nun stramme oder etwas büreaukratische Gebietstheilung doch zu weit gehe, wornach man einige Mal erfahren konnte: „Das Spital ist nicht meine Sache; ich bin nicht Diakon.“ Wohl möglich, daß hier nur persönliche Anschauungen vereinzelter Art vorlagen. Uns jedenfalls erschien es Allen als selbstverständlich, daß Jeder, sei es auf

dem Durchmarsch und kürzeren Verbleib (z. B. in Meaux), oder vollends bei längerem Aufenthalt wie in Rheims (oder Boissy St. Leger, St. Maur u. a. O.), ohne weiteres sich eines vorhandenen Spitals als Geistlicher annahm, wenn noch keine eigentlichen Lazarethgeistliche zur Stelle waren, mochte nun dasselbe Truppen beherbergen, welche es wollte. Denn ein kurzer Besuch ist schon als Theilnahmsbezeugung besser, als gar keiner.

Aber das stellte sich allerdings als Erfahrung mehr und mehr heraus, daß für gewöhnlich Beides einen gesonderten Dienst erforderte. Das beständige Weiterziehen auf dem Marsch, oder vor Paris die ziemliche räumliche Entfernung von den rückwärts liegenden Hauptspitälern ermöglichte eine dauernde, namentlich protestantisch eingehende Seelsorge eigentlich doch nicht, die mehr als den Namen davon verdiente. Was wollten ein paar verwendbare Stunden heißen auf 3—400 überall zerstreute Verwundete und Kranke, die man vorher größtentheils gar nicht kannte? Das Räthlichste schien mir schließlich, nur von Zeit zu Zeit die Angehörigen der eigenen Brigade (mit Hülfe der Uniformabzeichen oder der ärztlichen Liste) aufzusuchen — auch sie (wie ich es zuweilen in sehr löblicher Weise auch von Offizieren sah) zum Erweis der Antheilnahme mehr als Freund und Bekannter, denn als Geistlicher, da letztere Arbeit viel fruchtbringender und wirksamer in den Händen unserer sogenannten, dauernd an diesen Orten stationirten Diakonen lag. Natürlich mußten das aber gebildete Theologen sein, die unter Umständen und zur Aushilfe ebensogut als Feldprediger fungiren konnten, nicht Krankenwärter im sonst üblichen Sinn des Worts „Diakon." Auch diesen freilich, besonders den wackeren und begeisterten Studentendiakonen in unserem Heer, gebührt alle Ehre und Anerkennung, um so mehr, je rauher man mit ihnen

umgegangen sein soll. „Schlachtenbummler" ist ein wohlfeiles Wort des Uniformirten; anders aber denkt die Hauptsache, welcher auch ein siegreiches Heer nur dient, denkt das Volk zu Haus, dem es nicht gleichgültig ist, ob durch Mangel an Hülfe im Augenblick der Noth seine Söhne, die Soldaten, zu Grunde gehen, oder von treuen Händen rechtzeitig gepflegt und gerettet werden. Vieles scheint, ehe man es braucht, nur ein lästiger Ballast, wie man die tüchtigen Jünglinge wohl ausschließlich ansah. — Es wird mir besonders schwer, hier ruhig zu bleiben, da ich am Auszug jener braven Studenten, meiner Schüler und Freunde, persönlich mitbetheiligt war und ihr böses Schicksal fast mehr als persönlich mitfühlte. Was wir beiderseits gewollt haben, war die Idee, aber die gemeine Empirie kam als Mehlthau darüber!

Anerkanntermaßen dagegen haben besonders die Lazarethgeistlichen, nicht spärlich ausgesandt, in ihrem Dienste sehr viel Gutes gestiftet, der zwar an Strapazen und Entbehrungen wohl weniger zumuthete als der unsrige, aber äußerlich (durch Ansteckung namentlich) ebenso gefährlich, und innerlich eher anstrengender und ermüdender war, als die von Ort zu Ort mitwandernde Arbeit bei den Gesunden.

Es können somit beide sich ergänzende Thätigkeiten nur in lebendiger Wechselwirkung gedeihen. Schon erwähnt habe ich die Ausnahmsfälle oder die ersten, noch nicht organisirten Tage nach den Schlachten, wo die Verwundeten in allen verfügbaren Räumen, in den kalten, winterlich feuchten Kirchen — von besseren Tagen her lieb und bekannt —, in Schulen und Mairien, wie in Schloßlokalen jämmerlich herumlagen und für Aufsuchung dankbar waren. Aber selbst für gewöhnlich blieb noch mancher seelsorgerliche Nebendienst an Kranken und Halbgesunden auch für den Feldprediger zu thun übrig, so sehr dessen normaler Platz und eigentliches Arbeitsfeld bei den Gesunden und

Marschirenden oder Kämpfenden ist. Ich kann es deßhalb — gelegentlich bemerkt — nur für eine illoyale Benützung unsrer naiven Unbekanntschaft mit militärischen Verhältnissen und Persönlichkeiten erklären, daß man in meiner Brigade uns zwei, sonst von Jedermann freundlichst angesehene Geistliche ein paar Wochen nach Beginn des Feldzugs für immer von dem, uns amtlich angewiesenen Platz beim Brigadestab als Centrum der Abtheilung abdrückte und dem Sanitätszug, also der äußersten Peripherie für gewöhnlich, als gleichfalls ungebetene Gäste in „Kost und Logis" überantwortete, „weil der Platz des Geistlichen bei den Kranken sei." Persönlich betrachtet konnte Einem die Wahl zwischen beiden Kreisen wehe thun, amtlich ist es anders! Rathen möchte ich in dieser Hinsicht jedem süddeutschen Nachfolger (denn erst in der vollen Reichsgesetzesordnung ist eine solche Willkürmaßregel nicht mehr möglich), daß er sich seine persönlichen Rechte, die zugleich so große amtliche Tragweite haben, möglichst verbrieft geben lasse, ehe er so schwere Pflichten, man weiß ja nie auf wie lange übernimmt. Es thut für die geistige Spannkraft und Stimmung nicht gut, wenn man, durch solche Manöver, im Krieg den Kampf auch intra parietes und im eigenen Lager unvermeidlich bekommt. Deßhalb kann es oft hohe Pflicht werden, auf seinen Rechten unerschüttert und gegen Jedermann zu beharren. Doch ad acta mit dieser Erinnerung!

Was ich in Betreff des Feldpredigerdiensts bei den Kranken noch zu sagen habe, bezieht sich namentlich auf die sog. Regimentskranken d. h. solche, die vorläufig noch im Abtheilungsort behalten wurden, ehe der weitere Verlauf ihrer Krankheit die Ablieferung an ein eigentliches Spital nöthig machte. Solche Kranke gab es immer; besonders in Einem der Regimenter, denen ich zugetheilt war, herrschte seit Sedan der Typhus in be-

denklicher Weise, so daß die Krankenzimmer im Quartier (Meaux, La Queue, Pontault) nicht mehr sobald leer wurden und regelmäßige, mehrmalige Besuche in der Woche erforderten.

Oder waren es bei sonst Gesunden allerlei andere Anliegen und Bekümmernisse, Heimweh und häusliche Sorgen, die Anlaß zu einem Besuch boten. Selbst von einer, sonst wenigstens nicht so stark auftretenden Krankheit, dem grübelnden und bohrenden Ordensschmerz, „eisernes Kreuzweh" genannt, gab es Beispiele, die des Zuspruchs dringend bedürftig waren, um bei Zeiten schlimmen Folgen vorzubeugen.

Ueberhaupt schienen zahlreiche Privatbesuche in den Quartieren der Soldaten (mit Gegenbesuchen) nicht unerwünscht und unersprießlich, besonders bei solchen, die vermöge ihres Rangs oder ihrer sonstigen Friedensstellung, nun im Feld in einer unglücklichen verlassenen Mitte zwischen Offizieren und Gemeinen schwebten, wie Unteroffiziere, Musiker, Unterärzte, Lehrer, auch Studenten, bei welchen eine warme Antheilnahme gerade des Geistlichen die ausgleichende Humanität der Heimath repräsentiren konnte. Für alle Fälle kam man einander näher und lernte in ernster oder heiterer Wechselrede gegenseitiges Zutrauen fassen — die Basis der eigentlichen Amtsthätigkeit! Auch persönlich war dieß gar nicht, wie der Unvertraute wähnen möchte, selbst bei gemeinen Soldaten ein Opfer oder eine Last, da bei aller (vor dem Geistlichen indeß meist mit gesundem Takt zurückgehaltenen) Derbheit, wohl auch Rohheit, gar viel gesundes Leben und treffender Mutterwitz in unserem Volke steckt, Dinge, die sich allmählig offenbaren, wenn man sich nur die Mühe des Kennenlernens nimmt. Gerade in solchen Kreisen, die auch am meisten Bedürfniß und Anerkennung dafür zeigten, habe ich vor Paris manche nette und wohl auch dienstlich nicht unersprießliche Stunde zugebracht, während dafür freundlich geöff-

nete heitere Offiziersgesellschaften, zuweilen besucht, die persönlich anregende und dankbarst angenommene Erholung, die in solcher ausmergelnden Lage dem Geistlichen gerade auch wieder hochnöthige Erfrischung und geistige Spannkraft gewährten.

Ueber die sittlichen Zustände und Wirkungen des Kriegs wird von jeher gar viel gestritten und sehr Entgegengesetztes behauptet. Lassen wir bei Seite, was hier zunächst nicht unsere Sache ist, diese Frage im Großen und Ganzen zu behandeln und zu sehen, welchen Einfluß auf ganze Völker und Zeiten er überhaupt üben oder was der jüngstvergangene speziell gewirkt habe. Individuell treue Eindrücke und Beobachtungen aus der konkreten Erfahrung zu geben ist dießmal unsere Absicht. So beschränken wir denn unseren Gesichtskreis nur auf das Heer, soweit wir Gelegenheit hatten, es auch in dieser Beziehung kennen zu lernen.

Abermals sind wir weit entfernt, in die doch wohl zuweilen etwas pharisäischen und nationalselbstgerechten Verherrlichungen einzustimmen, wie sie mannigfach zu hören waren, um dafür jetzt einem ebenso bedeutenden Umschlag Platz zu machen, als die religiösen Selbsttäuschungen. Nur die Wahrheit hat ja Bestand und kann uns frommen, und zudem ist sie hier bei aller gewissenhaften Treue noch immer völlig von der Art, daß kein Nüchterner ihrem Anblick auszuweichen braucht. Bestand das deutsche Heer selbstverständlich nicht aus Heiligen, so noch viel weniger aus Räubern und Mördern und professionellen Wütherichen gegen alle zehn Gebote, wie die Franzosen, jetzt von

Zornesblindheit geschlagen, wie vorher von den Waffen, so gerne ausstreuen möchten, wenn nur auf dem großen Welttheater außer ein paar Völkerfragmenten es Jemand ihren Deklamationen glaubte! Nun, überlassen wir sie sich selber (unter Anderen namentlich auch unseren württembergischen Spezialfreund Dr. Fleury von Lalande, der seine Kaltwasseranstalt recht fleißig für sich appliziren möge!). Sehen wir der schwergeprüften Leidenschaft, was sie Thörichtes oder Erlogenes vorbringt, nach, um dagegen selbst um so ehrlicher zu sein.

Davon ist allerdings keine Rede, daß ein Leben, wie das des Feldzugs, den Menschen ließe, wie er in gewöhnlichen und geordneten Verhältnissen ist. Dafür sind die neuen Eindrücke, die ganze Macht der ungewohnten Verhältnisse zu stark, um vollends bei einer, im Durchschnitt doch sehr jungen Generation, wie die Armee sie darstellt, spur- und wirkungslos zu verlaufen. Entbehrungen wechselten mit relativem Ueberfluß, selbst an beinahe kapuanischen Lichtpunkten fehlte es nicht ganz, die aber doch nur bei zu langer Dauer und ohne Gegengewicht unbedingt schädlich sind, während sie sonst, dem Sonnenstrahl gleich, die so nöthige Belebung und Erfrischung in harter Zeit bieten können. Daß dem gesunden französischen Rothwein oder in der nervenerregenden Zeit und Winterkälte auch stärkeren Narkoticis kräftig zugesprochen wurde, wo was zu haben war, ist in solchen, an Leib und Seele zehrenden Zeiten nur heilsam und vernünftig gewesen, während anerkanntermaßen die sonst deutsche Nationaluntugend unmäßigen Trinkens dießmal ganz überwiegend den Franzosen überlassen blieb. Neben anderen zahlreichen und eckelhaften Beispielen unvergeßlich sind mir selbst hierin die wankenden Gestalten der, am 3. September aus Sedan ziehenden Gefangenen, deren wirrem Gewühl ich bei dem Kordon der bairischen Jäger vor dem Festungsthor lange zusah. Allen

Respekt vor dem Unglück; aber so tief sollte eben doch sogar eine geschlagene Armee nicht in den Trank der Lethe sich versenken, daß man mehr Thiere als Menschen vor sich zu haben glaubte!

Doch zurück zu unseren Verhältnissen! Dichtes sich Drängen der Ereignisse wird abgelöst von öder, blasser Langeweile und herber Geduldsprobe; mit der Zeit der Ueberanstrengung stößt hart eine verhältnißmäßig arbeitsleere Zeit der Ruhe zusammen, schon der beständige Wechsel von Sicherheit und Gefahr wirkt aufregend. So kommt das ganze physisch-psychische Leben in eine gewisse Gährung und Wallung, in einen rascheren, unregelmäßigeren Fluß.

Unmöglich kann davon die moralische Seite des Menschen unberührt bleiben, die mit allem Uebrigen so vielfach durch Wirkung und Gegenwirkung verschlungen ist. Alles was im Menschen liegt, kommt ausgeprägter, prononcirter zu Tag, wie wenn ein Wasser aufgewühlt wird und ungeahnt Schlamm wie Perlen aus der Tiefe auftauchen. In schroffen Kontrasten treten die entgegengesetzten Eigenschaften, die im Menschen überhaupt beisammen schlummern, ausgebildeter einander als feindliche Zwillinge gegenüber.

Nur ein paar Beispiele aus dem Gebiet des allgemein Menschlichen (denn vom spezifisch Militärischen, wie Bravour rc. zu reden, ist meine Sache nicht). Der Krieg ist unleugbar die Zeit des Egoismus, der oft krassen Selbstsucht. Hilf dir selbst! heißt es so häufig, jeder hat für sich zu sorgen, es kann sich Keiner auch noch um Andre kümmern. Und diese Sorge hat dazu so oft mit allerlei, vorher unbekannten und ungewohnten Schwierigkeiten zu kämpfen, um nur des Leibes kärgliche Nahrung und Nothdurft, das spärliche Nachtlager und Quartier für sich (etwa auch noch das treue Pferd mit einbegriffen) herauszuschla-

gen; man muß sich oft um seine Existenz wehren; z. B. um nur Eines anzuführen, war es rathsam, gleich auf das gelieferte Bündel Stroh des Biwuaks hinzuliegen als beatus possidens im wörtlichen Sinn, damit nicht ein Anderer es jählings annektire, der vielleicht so oder so zu kurz gekommen war und nun zur „freiwilligen Selbsthilfe“ griff. In diesem Sinn ist der Krieg wirklich nicht selten ein bellum omnium contra omnes, also mit Einem Wort die Blüthezeit des Egoismus, der durch Druck und Gegendruck ansteckend und allgemein wird, weil seine gewohnten Schranken und Präventive der Friedenszeit, die behagliche Ueberzeugung der Besitzsicherheit, auf einmal weggefallen sind (cfr. Hobbes' Staatslehre).

Hart daneben, ein Widerspruch und doch thatsächlich wahr, ist der Krieg die Zeit der ausgeprägtesten herzlichen Kameradschaft. Sind doch die Einzelnen in Feindesland schließlich immer eben wieder auf einander angewiesen, so nahe, wie sonst nie; bindet doch nichts stärker, als gemeinsam durchgemachte Noth und Gefahr — eine deutlich wahrnehmbare Erscheinung nach den Schlachten! — als gemeinsam durchlebte, so inhaltsvolle Tage überhaupt. Im Kleinen zeigte sich dieser Widerspruch z. B. bei den Bedienten (einem so hochwichtigen Ausrüstungsgegenstand im Feld, dessen nützliche, ob auch nicht kombattante Dienste nicht ganz billig ist, mit der üblichen Geringachtung der „Bläser“ zu lohnen). Allerdings waren sie im Durchschnitt einerseits durchtriebene Bursche, welche sehr ihre eigenen Wege zu gehen wußten; daneben aber hiengen sie wieder mit rührender Treue, selbst Aufopferung an irgend anständigen Herren, während sich im Frieden beide Richtungen dieses Wesens eher reinlich sondern.

Zusammenhängend damit findet man warme gegenseitige Theilnahme neben üppig wucherndem Neid und Eifersucht, — böse Sachen zwar, aber nicht eigentlich befremdend und darum gewiß

auch nicht so streng zu beurtheilen in einem Stande, ja noch weiter in einer Zeit und Lage, die so sehr auf das unsichere Gebiet äußerer Anerkennung, auf Glanz und Ehre angewiesen ist und drauf zu halten hat. Und doch kann Fortuna von dieser Waare nie genug in ihrem Füllhorn haben, um alle Ansprüche zu befriedigen. Es wird sich wohl noch Mancher erinnern, welch schwüle, unbehagliche Gesellschaftsstunden es waren, wenn wieder einmal besonders die heimischen Ordensauszeichnungen vermeldet kamen: der Dekorirte fast verlegen gegenüber von dem leer Ausgegangenen, Tugend und Glückseligkeit, mit Kant zu reden, nicht immer zu aller Zufriedenheit harmonisirt, weil ja dazu auch andere Auctoritäten nöthig sind, als die unparteiischsten Menschen es je sein können. Obwohl derlei Sachen im besten Fall nach wenig sagender Schablone gehen, so gehört allerdings der allgemeinen Anschauungsweise der Welt gegenüber ein gewisser innerlich stolzer Stoizismus dazu, um den Werth dieser Auszeichnungen sachlich richtig zu taxiren und die eigene subjektive Befriedigung von ihnen unabhängig zu erhalten; eine solche Innerlichkeit aber ist besonders in erregten Zeiten nicht so leicht.

Wenn hiebei die Unzufriedenheit sich dann und wann in einer wenigstens leisen Bezweiflung der Verdienste Anderer, oder bei minderer Bildung und Gedächtnißtreue, etwa auch erregterer Phantasie in falstaffischer Multiplikation der eigenen Abenteuer Ausdruck gab, so kann das wieder nicht Wunder nehmen. Ist doch namentlich Letzteres oder das Blühen der Münchhausiaden allgemein der Fall, wo die, oft um ein Haar und doch nicht ganz treffende Kugel pfeift, sei's auf der Jagd oder im Krieg.

Gehen wir nach diesen mehr allgemeinen Erwägungen über sittliche, vom Krieg hervorgetriebene Erscheinungen und Gesinnungen gleich auf die, eine so große Rolle in den Feldzugsdebatten spielenden zwei Hauptskandala der Franzosen, auf

jene von ihren Philippiken wider das deutsche Heer bis zum Eckel abgedroschenen Vorwürfe des rohen Zerstörens und Stehlens ein, die freilich, wenn sie so ohne Weiteres begründet wären, ein übles moralisches Licht auf unser Heer würfen. Wirkliche Widerlegung ist nur möglich, wenn sie wahr bleibt und aus genauer, konkreter, die ganze Situation und Stimmung des Feldzugs mitrechnender Beobachtung stammt, da natürlich allgemeine Notizen und abwesende Muthmaßungen der meist nicht selbst mit dabei gewesenen literarischen Apologeten, oder gar in die französische Tonart einstimmende deutsche, sentimental-kosmopolitische Jeremiaden wenig besagen wollen. Hier handelt es sich statt nutzloser Rede und Gegenrede einfach um das Verstehen der thatsächlichen Verhältnisse und wirklich naturnothwendigen Vorgänge.

Zerstörung! Deren gab es allerdings mehr, als lieblich anzusehen war. Und besonders die Augen der Eigenthümer, welche ihren Besitz in französischer Sauberkeit und Eleganz (oft so thöricht und ihnen selbst verderblich fliehend) verlassen, mögen bei der Rückkehr mit herbem Schmerz, mit verzeihlich bitterem Groll auf die Trümmer und Ueberbleibsel gestarrt haben, die in schreiendem Kontrast zum vorherigen Stand als allmäliges Ergebniß einer halbjährigen Winterkampagne nun plötzlich vor ihren entsetzten Blicken lagen, auch wo kein Bombardement durch fremde oder eigene Kanonen ein Trümmerfeld geschaffen, wie in manchen Dörfern bei Paris oder sonst in der Nähe der Schlachten.

Ging es doch zuweilen uns selbst nicht viel anders, wenn wir vor Paris nach Monaten wieder einmal in einen, von andern Landsleuten besetzten Ort der schönen Herbstquartiere kamen, und nun im traurigen Wintergewand, in dem allmälig fast unausrottbar angesammelten Schmutz und faulen Stroh, in

der mehr und mehr entstandenen völligen Leere und Nacktheit die alte liebgewordene Stätte (z. B. das prachtvoll gelegene Dorf Chennevières an der Marne) kaum mehr erkannten. Und doch waren die Nachfolger durchschnittlich allemal völlig dieselben Leute, wie die Vorgänger!

Daß es überhaupt so viel zu zerstören, oder besser, zu verderben gab, könnte man sich wundern, da doch das meiste Militär auf dem Zug gegen Paris selten in Quartiere kam, die nur annähernd den Namen Stadt verdient hätten. (Meine Abtheilung z. B. rückte bis Chateau Thierry nicht ein einziges Mal in eine Stadt, wohl aber oft auf kurze Entfernungen, welche wenigstens die Kathedralen deutlich erkennen ließen, an größeren Plätzen vorbei, so an Straßburg, dessen Münster vom letzten Halt vor der Schlacht bei Wörth klar sichtbar war, an Nancy, an Toul, durch Rheims u. a.). Dafür gibt es aber in Frankreich bekanntlich überall eine Unmasse von „Châteaux" (deren Bewohner, nicht an die Scholle gefesselt, vornemlich geflohen waren), natürlich eine willkommene Stätte zur Einquartierung zunächst für das höhere, begreiflich rücksichtsvollere und schonendere Militär, ab und zu bei dem beständigen Nachschub und Hinundherzug aber auch für andere Schichten, für vereinzelte Abtheilungen u. s. w., in deren Händen das Schloß dann allerdings weniger fein ruhte.

Es stellen sich da vielfach prächtige, alterthümliche Bauten dar aus vergangenen Jahrhunderten, besonders aus der Glanzzeit des Rokokostils mit seinen spitzen, steilen Dächern, Thürmchen und Mansarden, mit den weiten, ummauerten Hofräumen und prächtigen Gartenanlagen davor und dahinter — Scenerien aus Walter Scotts Romanen, an die sie ganz lebhaft erinnerten. In manchen Gegenden, durch die wir kamen, hatte doch auch so ziemlich jedes Dorf am Eingang oder Ausgang oder wenig-

stens kurz abseits ein bis zwei, auch mehr solcher Schlößchen aufzuweisen — entschieden ein erklärendes Moment für die Möglichkeit und Wuth der ersten französischen Revolution und ihres Tobens gegen einen übermächtigen, allzu zahlreichen Adel, wie ihn Deutschland (seit dem Bauernkrieg) längst nicht mehr kannte. Jetzt sind diese Besitzungen meist in die Hände der Geldbarone, der Fabrikanten und Rentiers übergegangen, nicht etwa verwahrlost und verkommen, sondern womöglich in prächtigerem Stand, als sie wohl ehemals gewesen sein mögen. Trotz der sonst, z. B. an dem unbefangen gemischten Publikum der elegantesten Cafés bemerkbaren, viel größeren demokratisch-socialen Gleichheit der Stände dürfte jenes wohl ein Beweis von starker Ungleichheit des Besitzes sein, wie wir sie gottlob bis jetzt noch nicht haben, und ein Wink, welcher die Aufbäumung der neuesten französischen Revolution, die Zuckungen und Konvulsion Kommunismus eher begreifen lehrt.

Daß sich diese Erscheinungen besonders in der auch landschaftlich reizenden Umgebung von Paris zusammendrängen, versteht sich bei der bekannten Meinung vieler Franzosen, ohne und außer Paris gebe es, jedenfalls im Winter, kein wahres Leben. Wie viele alte und neue Schlößchen in weitem Kreis ringsumher, wie viele Landhäuser zu Villegiaturen über die heiße Zeit, im steten Anblick der geliebten Hauptstadt, jederzeit so leicht mit derselben zu vertauschen, um in's Theater oder Concert zu gehen und wieder Hauptstadtluft zur Erholung vom Landleben zu athmen, Pariser Esprit als Gewürz der freiwilligen Verbannung und als Stoff der Plauderei mit heimzubringen. Welch liebliche Park- und Gartenanlagen der Häuser — in Reseden-, Geranien-, Heliotrop- und Theerosenflor noch tief bis in den Spätherbst hinein! Die Häuser dazu stehen vielfach (für militärische

Zwecke freilich, wie Fuhren u. dgl., wenig bequem und nur auf sehr schonende Behandlung eingerichtet) ein wenig hineingerückt von der Straße in einem hübschen geschlossenen Hof und Vorgarten, nur auf Fußwegen zugänglich, mit einem eben solchen Garten hinten. Auch viele förmlichen Gärtnereien waren damit verbunden, lukrativ durch die Nähe der Hauptstadt, schwunghaft eingerichtet mit Gewächshäusern, Frühbeeten und einer Masse von Glocken zum Schutz der Pflanzen. Glück und Glas —!

Und all dieß sollte nun für die große, zur Einschließung von Paris erforderliche Armee das Quartier, die Unterkunft von Menschen und Pferden, (diese treu gepflegten einzigen Begleiter, für die in Ermanglung anderer Lokale zuletzt auch ein Zimmer, z. B. in Anerkennung ihrer Gelehrigkeit ein Schulraum nicht zu gut erschien,) während eines langen, herben Winterhalbjahrs abgeben — vom Gesichtspunkt der wünschenswerth möglichsten Schonung des feindlichen Besitzes aus gewiß der allerungeeignetste Platz, die bedenklichste Zeit und Lage, wo selbst im befreundetsten oder eigenen Land genug zu Schanden gegangen wäre.

Die Einwohner aber, deren Anwesenheit ganz naturgemäß Jedem, auch dem Ungebildetsten viel Reserve und Schonung auferlegt hätte, welche für dieß und jenes Bedürfniß die richtige Bezugsquelle hätten angeben oder schaffen können, die im Stand gewesen wären, bei etwaigem Quartierwechsel oder zeitweisem Leerstehen für Säuberung zu sorgen, ohne was ja allmälig Alles zu Grund geht, diese Einwohner waren zum größten Theil fort, hineingeflohen in das schützende Paris! Nur wenige, oft äußerst zweifelhafte Gestalten von stereotypem Schlag waren zurückgeblieben, die man anfänglich aus Humanität duldete, ja vielfach versorgte, bis später, aber nur in den allervordersten Quartieren auch vollends ihre Entfernung in nahe, rückwärts-

liegende Dörfer des dringenden Spionierverdachts halber nöthig wurde: allerdings jammerwürdige Karavanen im Winter mit dem bescheidenen Bündelchen Habe unter dem Arm! Die vorzeitig oder unnöthig Flüchtigen aber hatten meist den irgend beweglichen und beförderbaren Theil ihres Besitzes und Mobiliars mit sich genommen. Da saß man nun bei der Ankunft zunächst in leeren Häusern, ohne Tisch, ohne Stuhl, ohne Bett oder irgend sonst was — lange kein Biwuak und kein Quartier zu nennen, sondern ein verzweifeltes Mitteldinq, dem man bei längerem Verbleib und in Aussicht auf herbstlichwinterliche Zeit natürlich möglichst Abhülfe zu schaffen suchen mußte. Ab und zu fand sich allmählig in nicht weiter benützten Häusern oder in abgelegenen Kammern das eine und andre Stück eines halbwegs erträglichen Lebens, manchmal sogar eine rettende Aufspeicherung in einem abgelegenen Gartenhaus (— auf halbjährige, schließlich Alles erspähende Anwesenheit des Feinds hatte man so wenig gerechnet, wie wir es ahnten, als wir z. B. vielfach so naiv waren, in den allerdings verfänglichen Losungen vom 12.—18. October, wie: Warte! Noch nicht! Jetzt! Schieß los! Victoria! ein ausplauderndes Programm des großen Schweigers im Hauptquartier freudig zu vermuthen!). In solcher Weise gelang es nothdürftig, sich häuslich einzurichten. Aber wie nun, wenn es, kaum daß man sitzt, wieder fortgieng, wenn eine jener zahllosen Verschiebungen vor Paris stattfand, die auf unbestimmte, längere oder kürzere Zeit oft nur 1—2 Stunden weit weg dislocirten? Durch Erfahrung der Gegenseitigkeit belehrt und in Aussicht also auf gleichfalls ausgeräumte Zimmer nahm womöglich Jedermann auf die kurze Distance mit, was man wenigstens sein „Bett" hieß vielfach freilich nur mit Ansätze oder Trümmer dieses edeln, namentlich für die Winterzeit oder zweifelhafte Gesundheitsumstände so unentbehrlichen Hausraths — also daß

der Abmarsch dann und wann so im Stillen etwas vom philosophischen oder auch zigeunerartigen „omnia mea mecum porto“ an sich trug. Daß solche Transporte, solche von der Noth eingegebene anormale Benützung, solche Verschleppung weder zur Konservirung, noch zur Erhaltung just beim rechtmäßigen Eigenthümer beitrugen, begreift sich. Schon damals sahen wir einen Bürgerkrieg im Kleinen hauptsächlich zwischen den Hausfrauen voraus, wenn aus diesem allmählig entstandenen babylonischen Gewirr suum cuique restituirt werden sollte.

Viel Wechsel und Ziehen dient bekanntlich überhaupt nicht dazu, den Sinn für Ordnung und liebevolle Pflege des doch nur ephemer Benützten zu stärken. Eine schon etwas derangirte Umgebung wirkt ansteckend und verleitet schrittweise unmittelbar zu weiterem Derangement. Denn „Aufpassen und Schonen hilft doch nichts; und wenn wir es auch thun, wer weiß, wer morgen kommt?“ Ein bezeichnendes Beispiel, wie es hierin allmählig allerdings bis zur scheinbar muthwilligen Zerstörung kam — anders wird es der zurückgekehrte Franzose nie auffassen — lieferten die nicht sehr selten gefundenen verlassenen Billards, bekanntlich ein französisches Lieblingsmöbel. Harmlos spielen zuerst die Soldaten in der Langeweile darauf — wer wollte es ihnen verargen oder pedantisch wehren? Allein bald stößt diese oder jene plumpere Neulingshand ein Loch hinein, das sich bald zum klaffenden Riß erweitert und Nachfolger bekommt. Jetzt ist das zerfetzte Tuch doch unbrauchbar, wie Jeder weiß, und dient zu guter Letzt dazu, um dem auf propere Haltung bedachten Jäger neue grüne Streifen an seine verblaßte Uniform zu liefern, was zuerst bei einem intakten Billard Keinem eingefallen wäre.

Aehnlich, nur noch umfangreicher war es mit dem Holzverbrauch, dem vielverschrieenen Hauptverderber der oft so feinen

und geschmackvoll kostbaren französischen Möbel. Während diesseits der Vogesen das allmählig wieder beginnende Oefelchen bereits eine deutsche Spur ist, herrscht im eigentlichen Frankreich dagegen das Kamin, sehr hübsch als Zimmerdekoration und Platz für leichte „Causeries," aber wenig praktisch und durchschlagend für einen kalten Wintertag bei dem eleganten, aber oft lottrig unsoliden Bau vieler französischen Häuser mit hohen Fenstern und Thüren; zugleich ist es eine Einrichtung, die wenigstens bei unserem (für nördliche Völker wie man weiß steigenden) Wärmebedürfniß, und bei mangelnder Fürsorge für Reinigung von bedenklich häufig sich geltend machender Feuergefährlichkeit war. Nur nahm man Brände allmählig ziemlich leicht. (Auf der Halbinsel von Varennes, Chennevières gegenüber brannten ja die Franzosen selbst ab und zu ein Haus uns vor der Nase ab, wenn es ihnen militärisch ungeschickt oder im Geringsten sonst lästig war; vielleicht waren es auch nur Spässe).

Wo sich nun ein gehörig ausgestatteter Holzstall fand, gut zunächst; dann fiel es Niemand ein, sich anderswohin zu wenden. Wenn aber nicht, wenn alle darnach ausgesandten dienstbaren Geister leer zurückkamen, was dann? Hausbewohner zur Nachfrage waren keine da; müde, hungrig und durstig, etwa nach einer stundenlangen Allarmstellung auf hartgefrorenem Ackerfeld kommt man endlich an. Ich erinnere mich noch recht wohl eines solchen Abend, da wir mit einbrechender Dunkelheit unter dem ersten Schneefall in dem Schlößchen Grand Val bei Sucy eintrafen. Als der Brigadeadjutant uns dieses Quartier verkündigte, war es auch ohne sein verdächtiges Lachen weise, sich bei Zeiten an das Virgilische Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes! zu erinnern. Denn wie sah es, als wir ankamen, in dem sonst prächtigen Chateau aus! Im vorigen Jahrhundert hatte es dem berühmten oder berüchtigten

Materialisten und Encyklopädisten Baron Holbach gehört, der dort mit Diderot u. A. seine Espritfeuerwerke spielen ließ. Ja, heiliger Holbach, mußte man denken, wenn du nur einen Augenblick jetzt wieder hereinsehen könntest: la farce est jouée, das Ideal deiner materialistischen rudis indigestaque moles würdest du in deiner früher so behaglichen Behausung erreicht finden! Ueberall der Greuel der Verwüstung: Zimmer nur mit Schmutz und Unrath, mit Scherben und Fetzen gewöhnlicher und seidener Kleider gefüllt, sonst leer; Fenster entweder hinausgeschlagen von irgend welchen Händen, oder von den im Wäldchen daneben ab und zu einschlagenden Granaten des Forts Charenton bei der Explosion zertrümmert — ein behagliches Daheim für einen Winterabend! Endlich fand sich aus dem Wust der Trümmer so viel altes zerbrochenes Holz und Papier zusammen, daß es uns für diesen Abend wenigstens zu einem Feuer im Kamin reichte. Wie aber, wenn Andre in ähnlicher Lage später nachkamen? Von den zuerst verbrauchten Holztrümmern zu den sporadisch noch vorhandenen, unzerstörten, zuerst kleineren, dann größeren Möbeln ist dann nur noch ein Schritt, den die bittre Noth sich natürlich nicht scheut zu machen. Denn das ist in der That noch kein unmoralischer Vandalismus, wenn man nicht gerade aus Schonung für doch nicht mehr zu rettendes Eigenthum der Gegner erfrieren oder wenigstens krank werden will, da zum Tod oder zur Krankheit ohnehin schon genug unvermeidliche Gelegenheit geboten war. Die relative Werthlosigkeit des eigenen Lebens und Wohlseins drückt vollends das todte Gut im Preis tief herunter.

Im gleichen Quartier passirte mir selbst die Nacht darauf noch ein hiefür signifikanter Fall. Da ich mein „Bett" einem kranken Fähnrich überlassen, sah ich mich mit einem befreundeten Soldaten (alias Gymnasiallehrer in Sachsen) zum Nachtlager

auf dürftigem Stroh in einem Zimmer mit größtentheils zerstörten Scheiben angewiesen, wo es auf Einer Seite in Folge des Schneeschmelzens sogar recht hübsch von der Decke tropfte. Da blieb keine Wahl, als ein tüchtiges Feuer anzumachen. Allein das tannene Holz spritzte bald einen knisternden Funkenregen gegen unser Strohlager; wollten wir nicht verbrennen oder jämmerlich frieren, so gab es keine Hülfe, als das einzige Möbel des Zimmers, einen schönen Tisch mit runder Schieferplatte als Nothofenschirm dagegen umzustülpen. Am andern Morgen war er mitten durchgesprungen; wir hatten im Halbschlaf den Knall gehört, waren aber nicht klar geworden, ob es von einer benachbarten Granate oder woher sonst stamme. Jedenfalls hatten wir „Barbaren" an diesen tragischen Ausgang ebensowenig gedacht, als ihn beabsichtigt, sondern verzogen uns stillschweigend von der Stätte des Verbrechens. — Und wie vielfach mag eine Nothverwendung dieses oder jenes Stücks ohne Wissen und Willen ähnlich geendet haben!

Als es tiefer in den Winter hineingieng und die etwa vorhandenen Brennholzvorräthe sich erschöpften, nicht aber die Kälte, wurde wohl, da die Disciplin mit Recht gegen unnöthig muthwilliges Zerstören strenge war, gar viel Holz gemacht, also den ganzen Tag gesägt und gespalten (ein Hauptgeschäft der Bedienten!); aber mit grünem rauchendem Holz allein beginnt man kein Feuer, am wenigsten der, in seiner Kochzeit oft so knapp bemessene Soldat. Drum wanderte bei dem Massenbedürfniß allmälig freilich allerlei, dem das nicht an der Wiege gesungen war, ins Feuer, um für immer in Rauch aufzugehen: schon vorher zertrümmerte Möbel, namentlich Zwillingsstücke, von denen das Eine fehlte, überflüssige Läden, Zäune, Schranken, selbst Dachbalken und Sparren leerstehender Häuser, auch Räder aufgefundener Karren. Das war der Vandalismus der Noth;

tadle ihn, wer nicht dabei war oder sich nicht hineinzudenken vermag!

Hiemit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß auch manches vermeidliche und frivole Zerstören vorkam. Die prächtigen Kaminspiegel z. B., ein für den französischen Nationalkarakter bezeichnender Hauptschmuck der Zimmer, trugen zuweilen unverkennbare Spuren der absichtlichen, rein zwecklos muthwilligen Zerschmetterung mit Bajonett oder Kolben. An ihnen hatte sich wohl der, „Wände hinausschlagen wollende" Grimm der Soldaten, schmetternd, wie es der Zorn bedarf, ausgelassen in der Erbitterung über den endlos langen, vom eigenen bescheidenen, aber heimischen Herd fernehaltenden, überbeschwerlichen Winterfeldzug gegen einen Feind, der selbst viel reicher und glänzender als wir eingerichtet, doch noch stets auf neue Eroberung und Raub hatte ausgehen wollen. Vielleicht war auch mancher klirrend zerschlagene Spiegel, manches zertrümmerte Fenster ein Todtenopfer, welches eine roh-unmittelbare Gefühlsaufwallung einem eben gefallenen Freund an des Feindes stolzer Habe dargebracht hatte. Denn die abstraktvölkerrechtliche Unterscheidung von feindlicher Armee und neutralem Bürgerthum macht der aufwallende Zorn nicht, wenn sie auch eben in diesem Krieg sachlich besser begründet gewesen wäre, als sie es war. Entschuldigen wollen und können wir das wahrhaftig nicht, wohl aber sogar dieß begreifen!

Und endlich ist mit Recht oft genug hervorgehoben worden, wie viel von der vermeintlich deutschen Zerstörung auf eigene französische Rechnung komme. Das Gesindel der Commune hat bewiesen, weß Geistes Kind es sei und wie gut es mit dem Zerstören muthwilligster und frechster Art umzugehen wisse. Solches Volk aber gerade war oft ganz oder noch längere Zeit zurückgeblieben, wenn die Reichen in jäher, blinder Flucht sich

vor uns nach Paris „retteten,“ um ihre halbgeräumten Schlösser und Landsitze der, schon längst dem requisitionsfreieren sein Geld behaltenden Reichen bitter neidischen Meute zur ersten Plünderung zu überlassen. Gerade z. B. in dem oben erwähnten Schlößchen Grand Val, dem Typus eines greulichen Durcheinander, sollte, wie unsre genaue Erkundigung bei Franzosen ergab, der furchtbare Zustand nicht von Deutschen herrühren, sondern von Landsleuten des Besitzers.

Eng mit dem Bisherigen zusammen hängt der ebenso oft erhobene Vorwurf des Stehlens. Zwar hätten hier wie beim Zerstören gerade die Franzosen in ihrer Vergangenheit keinen Grund, ein so gewaltiges Geschrei zu erheben; unsere deutschen Städte und Burgen vom 17. bis 19. Jahrhundert könnten ihnen Antwort geben, wie ich z. B. in einem prachtvollen Schloß und Park des Marschall Oudinot (in Lisle en Rigaut) bedenklich viel deutsches Geld vermuthete. Indeß, sie vertheidigen sich als grande nation bekanntlich bei solchen peinlichen Konversen des Schicksals mit dem Wort: Halt, Bauer! Das ist etwas Anderes; si duo idem etc. — Wir aber geben unbedenklich zu, daß allerdings das „Wie du mir, so ich dir!“ kein moralisch stichhaltendes Argument ist. Wir gestehen sogar zu, daß trotz peinlicher Sorgfalt des streng auf Ordnung haltenden Kommando's, das den Soldaten und Offizieren die Sendungen nach Haus möglichst erschwerte oder kontrollirte, dennoch im Laufe des Jahrs Manches vorgekommen ist, was eben einfach als Diebstahl zu bezeichnen und lediglich nicht mehr zu vertheidigen ist. Von solchen (theilweise auch zur verdienten Strafe gezogenen) Fällen abgesehen ist aber doch zu bedenken, daß des Nachbarvolks Leidenschaft unter dem Wort „Diebstahl“ gar Manches mitbefaßt, was beim Licht besehen anerkannt

völkerrechtlich war oder wenigstens eine weit mildere Beurtheilung und Prädizirung verdient.

Da kommt zunächst das, wohl allen Feldzugsgenossen in nicht unangenehmer und kaum von Gewissensbissen verbitterter Erinnerung stehende Kapitel der „Findungen" namentlich vor Paris (und wohl auch Metz). Weil die mit Sack und Pack geflüchteten Umwohner nicht auf dem Requisitionsweg zur kriegsüblichen Naturalverpflegung des Heeres beizuziehen waren, so wurde ohne Weiteres mit Beschlag belegt, was sich Eß- und namentlich Trinkbares an den verlassenen Stätten noch vorfand. Es waren das allerdings zuweilen edlere Weine, als sie dem Feind auf Verlangen geliefert worden wären, was besonders in der ersten Zeit den oft seltsamen, fast komischen, mit mehr oder weniger List übertünchten und maskirten Gräbern in Kellern und Gärten entstieg, ohne freilich auf länger dem täglichen Bedarf der großen Anzahl zu genügen.

Auch die zurückgebliebenen Franzosen, besonders etliche Wirthe, z. B. unser Nachbar in La Queue, wußten sich das zu Nutzen zu machen; denn ihre Ausfahrten, um die verkauften Vorräthe wieder zu ergänzen, waren meist sehr nächtlich und mysteriös und ließen in den verlassenen Gegenden schließen, daß man das „et ab hoste doceri" wenigstens hierin schnell losbekommen hatte.

Die einmal rege gemachte Jagdlust, der sich merkwürdig schnell und glänzend entwickelnde, in allen Gärten systematisch grabende und bohrende Scharf- und „Tiefsinn," dem im bunt gemischten deutschen Heer selbst geologisch-botanische, vom Feind nicht geahnte Kenntnisse bei der Demaskirung halfen, stieß wohl ab und zu auch auf Dinge, die entweder wie Porzellan und ähnliches Hausgeräth bei der Aufgrabung nur elendiglich zu Grunde giengen, oder aber sonst kaum benützbar waren. Das

eine und andere Mitvergrabene mag immerhin bei dieser Gelegenheit auch sonst abseits gekommen sein, obwohl es an Beispielen tadellosester Ehrlichkeit gleichfalls nicht fehlte, wo Geld oder Geldeswerth herauskam. In meiner nächsten Umgebung z. B. stieß einmal ein besonders schwunghafter, beinahe indianisch scharfsinniger Weinsucher auf eine Schatulle mit ca. 28,000 Fr. in Papier und Gold. Statt einen Sous zu berühren, wurde der im Dorf anwesende Maireadjunkt und noch ein französischer Zeuge citirt, vor ihnen und uns das Geld gezählt, eine Urkunde darüber aufgenommen und jenes, zur Rückerstattung nach dem Frieden, ans württ. Hauptquartier abgeliefert, „car nous ne sommes pas des voleurs; c'est seulement votre pauvre vin enterré que l'on cherche, car on doit vivre," war unsere Bemerkung an die zwei höchst erstaunten Franzosen, die natürlich Alles eher erwartet hatten.

Und dennoch meinte der katholische Pfarrer des Orts, wo unsre guten Leute in diesen Bohrversuchen auf Wein vornemlich glücklich waren, in einem klassischen Gespräch mit meinem Kollegen zum Schluß: Dic mihi, milites tuos absolvere potes, quia sunt rapaces? Allein der Deutsche erwiderte Kraft seines Amts und des Kriegsrechts ganz ruhig: Ego absolvere possum; vale!

Ebenso wurde es dem Soldaten dienstlich nicht verwehrt, an etwa noch zurückgebliebener Wäsche und Kleidungsstücken in den völlig verlassenen Häusern die allmählig in die Brüche gegangene eigene Ausstattung zu ergänzen oder zu ersetzen. — An die, den Schein des Diebstahls erregende, aber unvermeidliche Verschleppung von Einem Haus und Lokal (oder selbst Ort) ins andre habe ich schon erinnert.

Daß jedoch diese scharfe, feine Grenzlinie, wo kriegsrechtlich erlaubte Befriedigung des wirklichen Bedarfs aufhört und

das Weitere anfängt, so leicht nicht einzuhalten ist, versteht sich für jeden klar Denkenden. Was ist nöthig, was ist in allerlei noch bevorstehenden schwierigen Lagen nur halbnöthig; was ist harmloses Andenken ohne irgend welchen materiellen Werth, mitgenommen zur Erinnerung an eine besonders denkwürdige Stätte oder ein durch langes Wohnen liebgewordenes Quartier (obwohl fremder und späterer Analogien und Konsequenzen wegen auch dieß Mitnehmen besser unterblieb); wo fängt alsdann die verwerfliche und gemeine Bereicherung an? Soll schon halb Zerstörtes liegen bleiben, bis es der Nächste vollends ganz zerstört oder seinerseits mitnimmt; dem rechten Besitzer bleibt es doch nicht aufbewahrt? So fließen die Begriffe und Grenzlinien unmerklich in einander. Gelegenheit macht Diebe, wie man ja zu allen Zeiten weiß, daß z. B. bei Bränden in gar Manchem sich das Raubthier regt, der in geordneten Verhältnissen nicht an so Etwas dächte. Die Eigenthumsbegriffe wurden in der That in jenen Lagen ohne scharfes Aufpassen rasch schwankend, zumal durch die von Napoleon I. zum System erhobene, für alle aktiv wie passiv Betheiligten peinlichste und widrigste Seite des Kriegs, durch das Requisitionswesen und seine eckelhaften oder tiefbewegenden Scenen.

Ich denke, auch was das deutsche „Stehlen" betrifft, ziemt sich also ein billiges und ruhiges, der Zeitlage und den Umständen rechnungtragendes Urtheil. Alsdann wird von dem vielen Lärm und Geschrei nicht mehr so gar viel solider Rest übrig bleiben!

Bei diesen beiden Punkten habe ich mich länger aufgehalten, weil ich ein ziemlich unparteiischer und unbefangener Zeuge glaube sein zu können für Dinge, die ja auch noch in den Bereich des amtlichen Gesichtskreises fielen und mir beim beständigen Leben mitten unter den Soldaten genau bekannt wur-

den; allerdings zu jener vermeintlich hochhumanen, den Feind auf Kosten des Freunds hebenden Sentimentalität bin ich nicht geneigt. Die Soldaten selbst, nicht blos die anklagenden Franzosen, mögen vielleicht dann und wann, wie es die Art solcher Leute und Erlebnisse ist, ihr eigenes Benehmen roher und abenteuerlich anormaler gegenüber dem Frieden und geordneten Verhältnissen darstellen: sie waren und sind in Wirklichkeit viel weniger roh und rücksichtslos, als in den vermeintlich rühmenden Worten, was ich gar oft fand. Man mag also immerhin das Vorkommenkönnen des Kriegs überhaupt tief beklagen — da stimme ich ganz ein. Hat man ihn aber einmal, und muß ihn wie dießmal haben, um sich seiner Haut zu wehren, so muthe man dem Betheiligten, der d'rin steht, nicht mehr zu, als die Umstände billiger Weise erlauben — das ist wohlfeile Humanität weit vom Schuß!

Im Allgemeinen bleibe ich dabei und lasse mich auf Grund eigener Erfahrung in dieser Ueberzeugung nicht beirren, daß von einer Verwilderung unsrer Soldaten durch den Feldzug, von einem sittlichen Herunterkommen nicht die Rede war. Im Gegentheil war unverkennbar, wie die hochernste Lebens- und Leidensschule nicht vergeblich durchgemacht wurde. Eine viel größere Ruhe und Zufriedenheit, eine stillere, ob auch natürlich oft schmerzliche Ergebung in das Unvermeidliche, nun eben vollends Durchzumachende und zu End zu Bringende ließ sich bemerken in der schweren anforderungsreichen, die Geduld und Ausdauer bis zur Neige erprobenden Winterszeit, — Alles in weit höherem Maß, als es der viel leichtere Anfang des Feldzugs gezeigt hatte. In solchen Tagen reifen die jungen, noch vielfach unvergohrenen Leute ungewöhnlich rasch zu männlich ernsterem Sinn heran, wie sich noch jetzt bei den ehemaligen Feldzugsgenossen aus Anlaß der verschiedenen Vereinsfestlichkeiten gegen-

über dem sonstigen Rekrutengejohle ein wohlthuend gehaltenes, selbstbewußt gesetztes Wesen spürbar macht. Nur durfte man keine Heiligen aus dem Krieg zurückerwarten, so wenig als man solche hineingeschickt hatte!

Besonders zu gut gekommen ist diese sittliche Lebensdisciplin unserem süddeutschen Militär, das bisher noch weniger davon durchdrungen war und hart vor dem Krieg durch verwerfliche heimische Einflüsse in Gefahr der Lockerung und ultrademokratischen Zersetzung stand.

Der Hauptfaktor solcher sittlichen Wirkung war natürlich das Leben mit seinen gewaltigen, eindringenden Erfahrungen selbst. Von andern Momenten, die mitarbeiteten, gebührt namentlich der musterhaften Disciplin und Leitung ihr Verdienst, welche Pflichten und Rechte der Mannschaft (z. B. in steter materieller Versorgung) gleich sehr wahrte, bei deren Dispositionen, besonders auch im Kontrast zu früheren Erfahrungen, sich eine arbeitsvolle, weise Fürsorge Jedem unmittelbar vernemlich machte. Und man glaubt nicht, von welch hohem moralischen Einfluß im Stande eines, nothwendig meist blinden, in die leitenden Absichten nicht eingeweihten Gehorsams es ist, sich gut und umsichtig geführt und dirigirt zu wissen, zuversichtlich auch ohne Einsicht glauben zu dürfen, daß Strapatzen, Gewaltmärsche (wie z. B. unsere plötzliche Rechtsschwenkung Sedan zu) und Gefahren eben unvermeidliche Nothwendigkeit nach der Karte des guten Vater Moltke waren, und nicht etwa Folge leitender Kopflosigkeit — si parva licet componere magnis, ein leichtes Analogon des gottergebenen Vorsehungsglaubens, ohne den das ganze Leben mit seinen Stürmen und Stößen eine böse, unbehagliche Sache, ein „elend jämmerlich Ding" ist. Darum läßt sich auch begreifen, wie rasend schnell in unfähiger Hand ein Heer demoralisirt, zucht- und meisterlos wird. Sauve qui

peut! wird die Losung nicht nur nach der Schlacht, sondern in Allem, sobald man sieht, daß man blindlings verkauft ist, nicht an Verrath, von dem meist nur gefaselt wird, aber an Dummheit und Ungeschick. Man darf die hohen Offiziere bei entsprechenden unerbittlichen Anforderungen wohl recht glänzend stellen; denn ihre Aufgabe, wenn es gilt, ist auch eine gewaltige, die ganze Haltung des Heeres nicht nur militärisch wesentlich bestimmende, überaus verantwortungsvolle, die sich aus Friedenszeiten heraus gar nicht beurtheilen läßt, wie doch meist geschieht.

Neben all dem zeigte sich besonders in diesem, allmälig so vielfach in Belagerung und Okkupation auslaufenden Krieg als dringendes Bedürfniß und Seitenstück der materiellen Versorgung die Beschaffung auch von geistiger Nahrung, von Unterhaltungsstoff und Lektüre als ein, die Woche über eine Hauptrolle spielender Zweig gerade der pastoralen Thätigkeit, wollte sie neben der eigentlich religiösen Arbeit in ihrem Theil an der sittlich humanen Pflege des Heeres mitwirken.

Ist das sonst nur ein bekanntes Erforderniß für Spitäler bei Kranken und Verwundeten, um ihnen die langen öden Stunden rascher verlaufen zu machen, so zeigte sich dießmal in den eigenthümlichen Verhältnissen das Bedürfniß nicht minder bei den Gesunden. Lesen können ja zum Glück unsre Leute alle; und wenn sie zu Haus oft nicht eben stark wollen, so war es damit anders in Feindesland, wo mündliche Unterhaltung mit Fremden wegfiel, die mit den Kameraden aber natürlich bald aufs Trockene kam, wenn man so Tag für Tag nur um einander war. In der Wachtstube, wenn das Kartenspiel nicht für alle reichte oder schließlich auch langweilte, an den langen Abenden im Quartier vor Paris, wenn abwechselnd der Dienst Ruhe ließ, selbst im Arrest (ob ganz legal, weiß ich nicht) — wie erwünscht kam da ein ordentliches Buch, eine Zeitschrift oder

Zeitung, an der sich lange herumstudiren ließ, ein treffliches Mittel gegen den, in Heimweh und anderen Gedanken deprimirenden oder im Trunk nur irritirenden und verwildernden Müßigang, wie wir denn mündlich und schriftlich wiederholt Bestätigung für die heilsame Wirkung dieser nicht wenig Zeit und Mühe kostenden Thätigkeit bekamen. „Seit Sie mir die Bücher geschickt haben, bleiben meine Leute auch daheim und sitzen nicht den ganzen Tag nur im Wirthshaus", schrieb mir einmal mit der Bitte um weitere Versorgung der Fourier einer Munitionskolonne von Villeneuf=St. Georges, an den ich mich beim Durchzug der Kolonne gemacht hatte, um auch für diese nomadischen Abtheilungen ein wenig thätig zu sein. Um den Preis einer einzigen solchen Anerkennung ließ sich wohl auch manch spöttisch Lächeln mit der Ruhe des selbstgewissen Stoikers hinnehmen, das Anfangs etwa über den „kolporteurmäßigen" (allerdings weniger hochpriesterlichen) Diensteifer in dieser Branche sich zeigte. War in süddeutschen Kreisen dieß nur zuweilen bei Offizieren der Fall, so machte ich ähnliche Erfahrungen auch an norddeutschen gemeinen Soldaten, denen solche pastorale Demokratie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, scheints etwas viel Ungewohnteres war — wohl eine für den Unterschied der beiderseitigen protestantischen Kirchen nicht unbezeichnende Erscheinung. Ich hatte zu solchen vergleichenden Studien viele interessante Gelegenheit, da unser langdauerndes Belagerungsquartier zu La Queue an der, wie alle dortigen Straßen schönen und breiten Munitions= und Proviantstraße von Lagny nach Versailles lag, die fortwährend Militär aus allen deutschen Gegenden vorbeiführte und uns im Durchmarsch ab und zu willkommene Gäste brachte.

Bei der Vertheilung von Lektüre hielt ich es für geeignet, dieselbe in meinem Quartier oder in dem der Soldaten womöglich

persönlich vorzunehmen, um auch dadurch immer die wünschenswerthe Fühlung mit denselben zu behalten. Auswärts diente die hiezu eingerichtete Satteltasche, um bei den, wo es gieng, mit irgend einer kleinen Besorgung verbundenen Ritten die abgelegenen und dadurch nur um so bedürftigeren Abtheilungen zu versehen — freilich im Winter zu Zeiten eine beschwerliche Sache auf den arg zusammengeführten, oft glatteisbedeckten Straßen, die abwechselnd zum Absteigen nöthigten, ohne daß bei uns — unpraktischer Weise — für einen berittenen Bedienten wie bei den des weniger bedürftigen Aerzten gesorgt war, so daß man den Weg meist ganz allein zu machen und für den Fall der Noth Niemand zur Hand hatte.

Mit den aufgefundenen französischen Büchern und Bibliotheken ließ sich natürlich für den gemeinen Mann nichts, aber auch für den Offizier auf die Länge nicht viel anfangen. Kulturgeschichtlich interessant war es wohl, dieselben, wo man welche fand, zu mustern, um daraus auf die abwesenden Besitzer Schlüsse zu ziehen (denn „ungebeten zu Gaste gekommen", war es immer in den verlassenen Häusern ein Reiz, scharfsinnige Forschungen über den Hausherrn und seine Familie anzustellen). Bei den Abbés fand sich fast regelmäßig Stereotypliteratur, Appretirung und Approbirung der Welt-, Zeit- und Kirchengeschichte nach der Seminarschablone. In den Châteaux gehörten Prachtschränke aus massivem Eichenholz mit herrlich gebundenen, vielfach illustrirten Exemplaren der französischen und englischen (fast nie deutschen) Literatur zur fashionablen Zimmerausstattung; Benützung freilich war meist zweifelhaft! In den gewöhnlichen Häusern fiel mir wiederholt der bezeichnende Kontrast (wenn es einer ist) von Fleisch und Geist auf, wornach zwar sehr viele religiöse Erbauungsschriften vom schwersten Schlag sich vorfanden, weit mehr als bei uns, dicht

daneben aber auch Romanliteratur, in Wort und Bild von der bedenklichsten Art (der Dekamerone nicht selten!); eine Zwischengattung, ein literarisch solider Mittelstand fehlte fast gänzlich.

So war man für gesunde Nahrung auf Sendungen von zu Haus angewiesen, die denn auch von Privaten und Vereinen in dankenswerthester Weise geliefert wurden. Die Lücken, welche etwa in einer häuslichen Privatbibliothek dadurch gerissen wurden, haben manche leere Stunde draußen ausfüllen helfen. Freilich offenbarte sich in solchen Schenkungen oft ein ziemlicher Mangel an Verständniß für Lage und Bedürfniß des Feldlebens. Nicht nur daß oft rein unerfüllbare Nebenwünsche, betreffend die Vertheilung an Orts- oder Gemeindeangehörige (bezw. Verwandte), auch etwaige Rücksendung nach dem Gebrauch beigefügt wurden, der Inhalt war deßgleichen mannigfach praktischen Bedenken ausgesetzt. Zuweilen kam positiv unmoralischer Schund, dessen Weitergebung wahrhaftig nicht Sache des Geistlichen war, sondern der in gerechtem Autodafé dem französischen Kamin zuwanderte. Insbesondere aber zeigte sich vielfach ein, bei der Vertheilung für die Gesunden doppelt unthunliches Vorherrschen einseitig pietistischen Geschmacks (denn es ist ja von diesen Kreisen in ehrenvoller Weise anzuerkennen, daß eben sie, wo es auf Werkthätigkeit ankommt, vorne an stehen, soviel man sonst mit Grund gegen sie haben mag; das dürfte sich manche Verbalhumanität zur Nachachtung recht wohl merken!). Allein mit dem neuen Testament und Gebetbüchlein war der Soldat (durch des Feldprobsts achtungswürdigsten Eifer) in religiöser Hinsicht literarisch genügend versehen; außerdem aber lebt der Mensch eben doch auch nicht vom religiösen Wort allein, geschweige denn der Soldat im Feld von der oft allzu süßlichen Traktatliteratur oder unhandlichen Gebet- und Predigtbüchern.

Als weltlicher Stoff für den Welt- und Staatsbürger mitten im Dienst für das Vaterland und den Staat war besonders auch vernünftige historisch-politische Lektüre sehr am Platz, nicht nur wie die laufenden illustrirten Wochenschriften sie boten (obwohl ehrlich gesagt Jedermann beinahe, und nicht blos das kindliche Alter noch gerne Bilder sieht), sondern namentlich auch in der volksthümlich faßlichen Weise von Caspari, Pichler, Horn und anderen Freunden des Volks und der Volksbibliotheken.

Unleugbar hatte und hat solcher Stoff neben der gesunden Unterhaltung noch einen bedeutsamen politischen Nebennutzen. Denn für wahren Patriotismus zu sorgen, war ja und ist allezeit ein Geschäft, dem Jeder mit Eifer mündlich oder schriftlich, durch eigenes Wort oder literarische Mittel obliegt, der für sein Volk aufrichtig bedacht ist. Mit der allgemeinen Wehrpflicht, diesem großen persönlichen Opfer, das dem Volke auferlegt wird, hat der Staat auch die heilige Pflicht nicht blos der allgemeinen Schulbildung überhaupt, sondern der frühzeitigen und fortgehenden politisch-historischen Volksbildung insbesondere, weit mehr als es vollends in Süddeutschland bis jetzt geschehen ist (und ohne einen Nationalstaat, ohne das neue Reich auch nur ungekünstelt und ungezwungen geschehen konnte). Der geworbene Söldling braucht das allerdings nicht, er kämpft, der Sache gleichgültig, heute für dieß, morgen für das; Leib und Leben ist um Geld freiwillig verkauft. Ganz anders ein Volksheer, und zwar von der umfassenden und unfreiwilligen zeitweisen Herausnahme aus der Gesammtheit, weg vom häuslichen Herd und Beruf, wie das deutsche. Ein solches hat das Naturrecht, nicht nur statt in willkürlich dynastischen, blos in eigentlichen Volks- und Nationalkriegen — Angriff oder Vertheidigung ist oft ein Wortstreit! — verwendet zu werden, sondern auch, trotz

allen blind unbedingten Gehorsams im Augenblick der Entscheidung, vorher schon reichlich Gelegenheit zu erhalten, daß es wissen kann, um was es sich eigentlich im großen Ganzen handelt, was sein Volk ist und war und sein soll, was es schon erlebt und erlitten von andern Völkern und darum wieder erleiden könnte, wenn die Jugendblüthe der Nation nicht mannhaft für des ganzen Volks Wohlsein und Ehre einsteht.

Es mußte Einen in der That oft verbarmen, vorher schon zu wissen und natürlich auch bestätigt zu finden, mit wie armseligem nationalem Verständniß viele unsrer Leute in den Kampf und Tod giengen. Ein in dieser Weise blinder Gehorsam ist denn doch etwas zuviel zugemuthet und kaum mehr menschenwürdig — soweit hat die gegen Krieg und Heer eifernde Ultrademokratie allerdings Recht, nur daß es noch ein Mittleres gibt zwischen ihren verlotterten Gebilden und einem brutal geistlosen Mechanismus.

Da ein lebendiger geschichtlicher Sinn von so hohem Werth ist, so kann es nur mit Freuden begrüßt werden, wo und wie irgend das Gedächtniß an jene großen Tage, den Wendepunkt der deutschen Geschichte, dem allgemeinen Bewußtsein lebendig vor Augen erhalten wird — eine Geschichtserzählung in Stein und Bild, die dem unmittelbaren Verständniß näher liegt, als das geschriebene Wort. Wir freuen uns daher der allseitig gepflanzten Friedenslinden (oder im Lindenhof bei Lindau ist es gar eine stattliche Friedenslindenallee mit Granitblock und goldener Inschrift am Eingang); wir freuen uns nicht blos der Denkmäler für besonders verdiente Helden und Führer, sondern auch der bescheideneren Marmor- oder Holztafeln, auf denen die Namen der Gefallenen verzeichnet stehen in Kirchen und Schulanstalten zu Ehren der Todten und der Schreiber. Wir wünschen nur, wo es noch nicht geschehen, daß es bei Zeiten nach-

geholt werde, ehe das Eisen kalt ist. Ich denke, die Weisung unseres kaiserlichen Oberfeldherrn für sein Königreich Preußen sollte als moralisch wirkendes Kaiserwort auch in den übrigen deutschen Staaten Gehör finden, die ein solches memento mortuorum et mori für die nachwachsende Generation ebensogut brauchen können. Selbst ein jährliches Nationalfest, über dessen Kriegs- oder Friedensbedeutung die müßigen Weisen streiten mögen, ist nur zu billigen, so sehr mir früher, ich gestehe es offen, die Einbürgerung eines solchen auf die Länge zweifelhaft erschien.

Mehrfach ist sodann in neuerer Zeit darauf aufmerksam gemacht worden, daß nunmehr endlich der Augenblick gekommen sei, um schon in der Schule (denn solche Dinge müssen bei Zeiten eingewohnt werden und mit dem Leben verwachsen!), in Unterrichts- und Erziehungsanstalten diesem lange vernachlässigten, stiefmütterlich behandelten Zweig der Volksbildung gehörig und gebührend Rechnung zu tragen. Solche Stimmen haben vollkommen Recht und werden mit thatkräftiger Unterstützung aller wahren Volksfreunde auch allmählig durchdringen, namentlich wenn sie sich ihr Spiel nicht selbst verderben durch recht entbehrliche Hereinziehung eines irreligiösen Radikalismus und maßlosen Doktrinarismus, bei dem solche Bestrebungen sich vielfach nur ausnehmen wie der glänzende Schild und Deckmantel für das Sturmlaufen gegen die religiöse Erziehung — eine ganz andere, oder vielmehr bei halbwegs vernünftiger Behandlung nahe mit ihren vorgegebenen Absichten zusammenhängende und leicht anfügbare Sache; ich erinnere nur an die hohe auch nationale Bildungskraft der ganzen alttestamentlichen Geschichte! Manches ist in dieser Hinsicht, erkennen wir es dankbar an, bereits in den letzten realistischeren Jahren geschehen; die maßlos gründlichen Odysseusfahrten im dunkel-grauen Alterthum

und entlegener Ferne sind dem geschichtlichen und geographischen Unterricht (wenigstens auf dem Papier) genommen; mit dem längst verkündeten pädagogischen Grundsatz: „Vom Nahen zum Fernen!“ beginnt es mehr Ernst zu werden, ohne daß darum die Gefahr vorliegt, daß in unseren Schulen das französische bornement auf das eigene alleinheilige Land einziehe. Möge man beharren und im neuen Reich rüstig weitermachen auf der betretenen, wie für's gewöhnliche Leben, so zugleich für das nationale Ganze ersprießlicheren Bahn!

Aber auch nach der Schulzeit gilt es weiterzumachen, daß das Gewonnene bewahrt und gefördert werde. In dieser Hinsicht sind die sogen. Volksbibliotheken eine gewiß höchst werthvolle, allmählig sich Bahn brechende und die Trägheit, wie das Vorurtheil endlich still besiegende Einrichtung. Besonders möchte ich etwas derart, wenn und wo es noch nicht ist, für die Kasernen warm befürworten, die ja doch auch bei wünschenswerth angestrengter Ausnützung der kostbaren Volkszeit noch manche dienstfreie Stunde lassen, welche nicht besser verwendet werden kann. Die Erfahrungen im Feld lassen mich trotz der abweichenden Lage hoffen, daß auch hier bei gutem unverdrossenem Willen Manches zu Stand gebracht werden könnte. Nur müßte, entsprechend den dortigen Beobachtungen, hier und bei Volksbibliotheken überhaupt die Einseitigkeit der Richtung (nach rechts und links!) weise vermieden, bei aller sittlich religiösen Durchwärmung dennoch dem weltlichen und zeitlichen, namentlich soldatischen Bedürfniß überwiegend Rechnung getragen werden, soll die Sache nicht zum Voraus scheitern oder bald wieder einschlafen.

Daß Preußen (dessen Volksschullesebuch schon dem unsrigen in dieser Richtung weit voraus ist) hierin viel mehr vorgearbeitet hatte, war namentlich im Feld unverkennbar. Dort

macht es freilich schon, vom Unterricht und der lang bestehenden allgemeinen Wehrpflicht abgesehen, die gewöhnte Angehörigkeit an einen mitzählenden Staat, der Besitz einer nennenswerthen vaterländischen Geschichte voll Licht und Dunkel, was sich dem einzelnen Glied des Ganzen von Früh auf mittheilt und einprägt — Güter, welche wohl nach dem Jahr 1870 Nationaleigenthum der Deutschen insgesammt werden. Vorläufig ließ sich bei unseren Süddeutschen mannigfach eine einseitig spießbürgerliche Kirchthurmsauffassung des Feldzugs bemerken: „Wenn die Kerle zu uns gekommen wären" — war der gewöhnliche Ein- und Ausdruck bei einem Schlacht- und Gefangenenbild mit schwarzen Turkos und anderem Volk, oder der Trost bei einer Requisitionsscene, bei einem erregenden Zerstörungsbild. Ganz wahr, dieser Gedanke, aber doch nicht Alles! Als ich mir einmal im Winter eine zertrümmerte Zimmerthüre von einem pommerischen Pionnier herrichten ließ, nachdem der eigene Bediente (gleichfalls ein Zimmermann) die Unmöglichkeit der Restauration erklärt hatte, gab es sich, daß im Verlauf des Geschäfts ziemlicher Schaden an der Thüreinfassung angestellt werden mußte. Auf meine bedauernde Bemerkung, wie viel die zurückkehrenden französischen Zimmerleute zu thun finden werden, meinte der Preuße ganz ruhig: „Ja, und ihr Nationalhochmuth wird auch gedemüthigt!" Eine solche Antwort hätte ich von einem unserer gemeinen Soldaten nie erhalten. Vom einzelnen Fall und seiner ethischen Anfechtbarkeit abgesehen, beweist das jedenfalls eine viel weitschichtigere und umfassendere Auffassung des ganzen Kriegs, die mir interessant war und die sich auch ganz wohl in eine sittlich correcte Gesinnung und Haltung einfügen läßt; im Gegentheil, bei weiterem Blick fällt eher der gemeinere Gesichtspunkt der Privatrache weg.

Solche Unterschiede von nord- und süddeutschen Truppen

nun waren mannigfach bemerklich. Die Franzosen liebten es, nachdem sie an den biederen himmelblauen Baiern den Geschmack bald gründlich verloren hatten, uns Württemberger („Prussiens à bonnet“ oder „manteaux gris“ nach der Uniform) und andere Süddeutsche zu cacholiren und als besonders humane Leute zu rühmen. Ich konnte nie recht begreifen, wie manche meiner Landsleute so naiv sein mochten, dieß in majorem patriae specialissimae gloriam freudig als baare Münze zu acceptiren und geschmeichelt für wahr zu halten. Gewiß waren wir keine Menschenfresser (weil ja der „mouton“ nie ausgieng!), aber andre Deutsche ebenso wenig. Ich war mit steter Indignation immer überzeugt, daß dieß entweder nur Geschwätz war, das sich bei der Anwesenheit anderer Truppen sogleich in sein Gegentheil verwandelte, oder aber bei der List der Franzosen noch eher ein instinktiver Versuch, den alten Keil ins deutsche Heer und Volk einzutreiben, der die Eiche so lange gespalten. Denn was die Norddeutschen vielleicht (aber nur zum Theil) brüsker und rücksichtsloser sind, das sind wir, ehrlich gestanden, gröber und massiver, was wohl für den davon Betroffenen, besonders den Franzosen mit seinem Formsinn, auf Eins herauskommen wird.

Ueberhaupt darf man sich darüber nicht täuschen, daß selbst während des Feldzugs noch mannigfach eine gewisse Spannung zwischen Süddeutschen und Norddeutschen herrschte. Es waren ja beiderseits so viele 1866er dabei, deren Versöhnung wider den gemeinsamen Feind sich wohl poetisch recht schön darstellen läßt, in Wirklichkeit aber noch Vieles zu wünschen übrig ließ. Es verrieth sich dieß in manchen Aeußerungen der gemeinen Soldaten, welche gerne geneigt waren, in der wahrlich von Jedermann geübten resoluten Selbsthülfe der Preußen Ueberhebung u. dgl. zu wittern. Beim Volk (denn von den Offi-

zieren ist hier gar nicht die Rede) verlieren sich Eindrücke und Erinnerungen, wenn sie noch so kurze Zeit hinter sich haben, nicht auf einmal; das eifersüchtige Mißtrauen der kleinen Minderzahl gegen die Mehrheit und Hauptmacht (bei Einzelnen vielleicht doch allmählig auch wieder confessionell erregt) trat hinzu, so lange man trotz Allem noch nicht recht und ganz Eins war. Auf der anderen Seite kamen wohl auch manche Ungeschicklichkeiten und allzu selbstbewußte Reden vor, wie das im gegenseitigen „Markiren," sonst Hänseln genannt, so üblich ist.

Gewiß hat in der Hauptsache die große gemeinsam durchlebte Zeit und geleistete Arbeit ein kräftiges, ob auch zuerst nur instinktiv und intermittirend wirkendes Band aller deutschen Stämme geliefert. Solche Lagen vergessen sich nicht, wie die der Pariser Winterausfälle gegen Osten, wo Fransecky's allezeit eilmarschirende Pommern (die „Lückenbüßer" damals genannt) sich vom Marsch ins Gefecht warfen, unsere gegen die entsetzliche Uebermacht verschwindend kleine württembergische Brigade bei Villers-Champigny zu verstärken. Auch die Baiern, wie man oft las, sollen mehrmals mit Freuden die Ankunft der „verdammten" Preußen begrüßt haben, wenn sie wieder einmal allzu blau, d. h. ungestüm und ungedeckt angelaufen waren. Das gibt trotz allen fortdauernden Häckeleien gute Kameradschaft auch der gemeinen Soldaten und künftigen Bürger.

Und als man beim Heimmarsch nach der zum lehrreichen Kontrast noch besonders frostigen Aufnahme im „neuen Reichsland" den Rhein überschritt, da spürte Jeder an der überaus herzlichen und glänzenden Aufnahme in Baden, was es heißt daheim zu sein, ob nun die Spezialgrenzpfähle schon erreicht waren oder nicht. In diesem schönen Ländchen freilich wußte man mehr als sonst zu schätzen, daß man den bösen seitherigen Nachbar

los hatte, und verstand es in der geschickt anstelligen, lebhaften Weise dieses Volks, seinen Gefühlen auch Ausdruck zu geben.

Indeß wird es doch immer gut sein, wenn man im Auge behält, daß mit dem großen Verbrüderungs- statt vorher Bruderkrieg auch in dieser Hinsicht noch nicht Alles gethan ist, daß die in der Hitze aufgeschossene Pflanze noch länger der Nachhilfe, des Begießens bedarf, soll sie kräftig und dauernd Wurzeln schlagen. Gehörige Dislocationen der einzelnen Truppentheile müssen die im Feld begonnene Bekanntschaft mit andern Anschauungen, Sitten und Dialekten fortsetzen, damit wir ein wirklich deutsches Heer als Stammschule der nationalen Einheit bekommen, statt blos eines Mosaiks aus gleich- oder ähnlichfarbigen Steinen, so werthvoll in diesem Stand der Form und Uniform gewiß auch schon solche scheinbare Aeußerlichkeiten der Uebereinstimmung sind.

Unter dieser Bedingung aber kann die deutsche Einrichtung oder historisch gebildete Sitte der Provinzialarmeecorps nur für durchaus werthvoll gehalten werden. Die bekannte militärische Zweckmäßigkeit derselben, die leichtere Concentration, die nur förderliche und die Gesammtleistung erhöhende Rivalität der einzelnen Theile (welche sich ja bis zum spezifischen Waffengattungs-, selbst Regimentsgeist fortsetzt), der Vortheil, unter Umständen, wie bei den wackeren badischen Schwarzwäldern im Kampf gegen den zuerst Baden bedräuenden Burbaki, eine leonidasartig hochgespannte Tapferkeit in der Vertheidigung des eigenen Herds zu erzielen — all dieß ist spezieller militärisch, also unsere Sache nicht. Ich möchte nur hervorheben, welchen Werth dieß auch in sittlicher Beziehung hat. Der Soldat kann in der Garnison, wie namentlich im Feld, weit nicht so verwildern und herunterkommen, wenn er immer unter engeren Landsleuten oder gar Orts- und Schulkameraden sich bewegt.

(In meiner Brigade hatte ich z. B. gegen fünf gemeine Soldaten, mit denen ich die ersten Jahre auf Einer Bank der Volksschule gesessen und später als „Lateiner contra Deutsche" manchesmal typisch den Kürzeren im Knabenkampf gezogen.) Solche Umgebung mit speziellen Bekannten nun ist eine stete Mahnung an die Heimath, ein lebendiges Gewissen, das besonders in der abnormen, vielfach gesetzlosen Lage des Feldzugs gut thut, wo so manche andere Schranke und Kontrolle gefallen ist. Fürchtet sich ein Soldat nicht vor Gott oder seinem inneren Gewissen, wüßte er der militärischen Disciplin auszuweichen, so fürchtet und scheut er sich doch vor der etwaigen Nachrede des Genossen, der mit ihm seinerzeit wieder ins gewöhnliche Geleise der bürgerlichen und örtlichen Verhältnisse, in den alten Kreis der Bekannten und Verwandten eintritt. Ich bin überzeugt, daß von der tüchtigen moralischen Haltung unseres Heers ein gutes Theil dieser veredelnden und sittlich wirkenden Einrichtung zu danken ist. Ein Volksheer im guten Sinn des Worts statt prätorianisch heimathloser Troupiers ist ohne sie nicht denkbar. Liegt sie doch auch so tief in der deutschen Art und Natur, weßhalb die darauf bezüglichen, Nachahmung empfehlenden und verwerfenden Debatten der französischen Nationalversammlung in mehr als nur militärischer Hinsicht interessant und bezeichnend sind.

Es ist der gleiche Gegensatz, wie er sich schon auf den ersten Blick im Typus der gewöhnlichen deutschen und französischen Dörfer offenbart. Diese merkwürdig gleichförmig, mit lange zusammenhängender Häuserfrontlinie im Kasernenstil, große, aber (ich glaube der Fenstersteuer wegen) wenige Fenster, Alles gleich getüncht und bemalt; gar vielfach grenadiermäßige Pappeln, in endlos langweiligen Alleen die Straßen bewachend (besonders in Lothringen bei Lüneville). Jene, schon im Elsaß, besonders

in der dem Schwarzwald täuschend ähnlichen Vogesenwirthschaft, sind individuell gegliedert, die Häuser abgesondert von einander, eigensinnig gegen die gerade Linie, buntscheckig in Bau und Anstrich; an den Straßen der gleichfalls viel individuellere Obstbaum. — Wie die Dörfer als naiv unmittelbare Spiegel der Sinnesart, so im Grund auch die beiden Völker und Heere!

Ein solid bürgerlicher Sinn nun (das Wort ohne Gegensatz zu dem in diesem Krieg so sehr verdienten Adel genommen), ein lebendiges Heimathsgefühl auch im Heer, was ist es für ein edles, wohl zu bewahrendes und treulich zu hütendes Gut. In der Familie liegt die Wurzel unserer Volkskraft, hier ist der gemeinsame Sitz für Alles, was wir zu rühmen und zu pflegen haben.

„Pietät“ ist das Stamm- und Wurzelwort für die Gemüthsrichtung, welche zuvörderst an der Wärme des eigenen Herds sich bildet, welche zu religiösem Sinn sich erweitert, wenn der Blick der heranwachsenden Kinder umfassender wird und die seither bergende Hülle oder Schale der blos menschlichen Elternliebe nunmehr die Gottesfurcht und Gottesliebe aus sich hervorgehen läßt. Pietät ist aber auch der Kern des Patriotismus, die Vater- und Mutterliebe erweitert sich zur Vaterlandsliebe, die kein bloßer, von Eitelkeit geblähter Chauvinismus ist. Gehorsam, Zucht und Ordnung lernt sich zuerst im Haus, um in der Gemeinde und im Staat, im Frieden oder im Feldzug fortan als eine angewöhnte Tugend weitergeübt zu werden. Endlich ist Pietät auch der Keim der Humanität; denn „wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, um den er allezeit ist, wie kann der den Fremden, die Menschheit lieben?“

Ein von bürgerlichem Sinn und lebendigem Heimathsgefühl durchdrungenes Heer wird sich darum vor Allem auch gegen das feindliche Volk, d. h. gegen den nicht mitkämpfenden bürgerlichen Theil desselben entsprechend benehmen, da dasselbe seinem Mitgefühl zum voraus viel näher steht, als etwa einem heimathlosen Berufs- und Söldnerheer. Rührend und karakteristisch war mir einmal noch im Badischen, vor dem Ueberschreiten des Rheins, von Einem unserer Leute mir erzählen zu lassen, wie namentlich seine alte Mutter ihn beim Abschied ermahnt habe, doch ja im Quartier auch beim Feind recht ordentlich und bescheiden zu sein, „denn wie wäre es uns, wenn die Franzosen zu uns kämen?" — ein lebendiges Durchdrungensein von der großen sittlichen Grundregel: „Alles was ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch," der passendste Text auch unseres ersten Gottesdiensts nach Ueberschreitung der französischen Sprachgrenze, als die ersten Siege schon erfochten waren und durch gegenseitiges Sichnichtmehrverstehen die sozialen Hauptschwierigkeiten begannen. Aber wirksamer, als solche offizielle Predigt, war gewiß das anspruchslos eindringende Mutterwort, wie es, ich bin überzeugt, gar mannigfach als gute Lehre auf den Weg aus Deutschland mitgegeben worden ist. — So weiß denn auch zum Voraus ein Jeder, der die gewissenlose Verlogenheit der französischen Presse vor und während des Kriegs kennt, daß von ihren haßgeschwollenen, nachträglichen Schauergeschichten 99 % ins Gebiet der Mythe gehören (was bis zu einem gewissen Grad, wie schon angedeutet, auch von manchen hintenher aufschneiderischen Erzählungen unserer eigenen Leute gilt). Selbst an unbefangenen französischen Stimmen fehlte es nicht ganz, welche die überwiegend anständige, schonende Haltung unserer Truppen bezeugten. Beim Rückmarsch vom okkupirten St. Maur bekam gerade das treffliche Regiment

der seiner Zeit nicht absolvirbaren „milites rapaces“ dieß Lob in einer, den Abziehenden gegenüber auch einmal unverdächtig objektiven Dankadresse des Maires und Pfarrers an den Kommandeur.

Wie vielfach lebten die einzeln zurückgebliebenen Franzosen um den Preis von ein wenig Gefälligkeit und Dienstwilligkeit, namentlich beim Kochen (das sie trefflich verstehen), geradewegs von den Vorräthen unserer gutmüthigen Leute. Besonders die bleichen, ausgehungerten Kinder, die tiefer in den Winter hinein von den geflüchteten Eltern (nach der Art der Naumburger gegen Prokop) vorgeschickt, sich allmälig ziemlich zahlreich einstellten, diese kleinen „vengeurs,“ wie man sie oft scherzend nannte, durften sicher sein, bei den Deutschen, die so vielfach eigene Kinder zu Haus hatten, eine sympathische Aufnahme zu finden und so gut es gieng beschenkt von dannen zn ziehen, wie sie denn auch in den bewohnten Quartieren bekanntlich den ersten harmlos neutralen Berührungspunkt und die humane Friedensbrücke zwischen Truppen und Quartierleuten bildeten. Wie konnte auch ein bärtiger Landwehrmann solchen Reminiscenzen an die eigene Heimath gegenüber kalt oder roh sein?

In einem einzigen Punkt beinahe nur, in der Anerkennung der anständigen Haltung gegen das weibliche Geschlecht, können selbst die Feinde nicht umhin, der Wahrheit so ziemlich die Ehre zu geben, wahrscheinlich weil ihnen und ihren Gewohnheiten eine solche Erscheinung doch allzu auffällig, vielleicht gar als Mangel an „höherer“ Lebensart erschien, den man schon gestehen konnte.

Neben der unerbittlich strengen Disciplin, die, wie Alle wußten, mit jeder bekannt gewordenen Gewaltthat hierin blutigen Ernst gemacht hätte, neben der zum Glück doch noch ein wenig nachwirkenden altgermanischen Art ist gewiß auch dieß

dem häuslichen und heimathlichen Sinn unseres Heeres zu danken, sowie der, besonders hierin werthvollen sittlichen Kontrolle, welche das System der Provinzialcorps übt. (Die bedenklichen Erscheinungen in der Occupation und auf dem Rückmarsch, vornehmlich in den großen, meist grundliederlichen und versuchungsvollen Städten fallen natürlich unter einen wesentlich anderen Gesichtspunkt. Ominös war hiefür gleich das im Uebrigen hochinteressante, jahrmarktähnliche Treiben an der Demarkations-, vulgo Demoralisations-Linie des Waffenstillstands vor Paris, wo sich das feindliche Vis-à-vis des Winters auch einmal friedlich aus der Nähe beschaute. — Für die feiner ethische Beurtheilung dieser Fragen scheint allerdings — in Folge der alten liaison von Mars und Venus — gerade beim Militär der Sinn auffallend schwach entwickelt und dafür die paganische Anschauung von 1. Cor. 6 im Schwange zu sein.)

Natürlich gaben im Verkehr mit den französischen Quartierleuten Eigenthumsfragen, die mißliche Grenzbestimmung von Rechten und Pflichten den meisten Anlaß zum Streit, wobei gewiß oft etwas weniger Widerborstigkeit der im tiefsten Grund nie gebeugten oder bescheiden gewordenen Franzosen viele drastischen Auseinandersetzungen hätte vermeiden können. Besonders auf dem Rückmarsch, wo der Waffenstillstand und Friede den Franzosen wieder mehr Rechte gab, premirten sie dieß mannigfach in übertriebener, ihnen selbst nur schädlicher Weise gegenüber den Truppen, die jetzt natürlich auch gerade nicht in der nachgiebigsten und gefügigsten Stimmung sich befanden.

Freilich, der beide Theile entschuldigende Hauptübelstand war eben die Sprache oder die Noth und Verlegenheit, daß man sich gegenseitig nicht verstand — symbolisch für den an sich irrationalen Haß der Völker wider einander, die bei mehr Bekanntschaft und gegenseitigem Verständniß wohl auch auf ge-

scheidtere Gedanken, als auf Kriege und Eroberungen, nemlich auf ersprießlichere Wettkämpfe als die mit der Waffen Gewalt kämen!

Da war es häufig tragikomisch, wie die Leute mit einander zu diskurriren suchten, in lächerlichen oder verdrießlichen Mißverständnissen sich herumdrehten und allmälig, als ob die armen, physischen Ohren Schuld wären, sich aufs gegenseitige Anschreien verlegten, das an und für sich schon den Zorn rückwirkend steigert. Um des dadurch immer hocherfreuten und erleichterten Feinds, wie um der mit allem Schreien doch oft nicht zum Ziel kommenden Freunde willen war es deßhalb immer ein verdienstlich friedenstiftendes Werk, durch Dolmetschen dem Handel rasch ein Ende zu machen und beiden Theilen damit faktisch zu beweisen, daß es gegenseitig weit weniger am Wollen als am Können gefehlt habe. Wie namentlich die Einjährigen unter den Truppen selbst hierin von großem Werth waren, so bot auch ich mich den Soldaten, zumal bis sie sich ihr eigenes Hausbrauchfranzösisch angeeignet, häufig und gern zu diesem indirekt pastoralen Dienste an und wurde, wie meine Kollegen, viel in Anspruch genommen, da sich der gemeine Mann an uns natürlich lieber wandte, als an seine ihm dienstlich gegenüberstehenden Offiziere.

Freilich kam es bei diesen praktischen Anliegen oft vor, daß auch ein ordentlicher französischer Wortvorrath mit seiner Weisheit zu Ende war. Z. B. das öfters gewünschte Schweineschmalz zum Hufschmieren war mir in meiner bisherigen philosophischtheologischen französischen Literatur noch nicht vorgekommen, und doch, es muß heraus schon um des Respekts der Soldaten willen, ob auch zum starren Erstaunen der Franzosen ohne frivole Ahnung und Absicht das priesterliche „oindre“ für Schmieren mitunterläuft und allerlei Latinismen Lückenbüßer

sein müssen, Alles unterstützt mit theatralischer Deklamation, malender Fingersprache und häufigem „comme ça“ nach der den Franzosen selbst abgelernten Manier.

Günstig für dieß, sehr Alltägliches dolmetschende Bedürfniß war das hochentwickelte französische Affichenwesen, an dem sich vom Sattel herab beim Durchreiten eines Orts Altes auffrischen, Neues, wie Handwerksnamen en passant lernen ließ. Was sind doch die, bei wenigen Fenstern so großen weißen Wandflächen im kleinsten Dorf bemalt und beschrieben! Gewiß erinnert sich jeder Feldzugsgenosse namentlich an das unvermeidliche grüne Männchen mit rothem Schirm, ich glaube es war ein Symbol des französischen Nationalhandwerks, der Schneiderkunst. Wie oft liest man bei der superlativen Art der Franzosen das „marchand de vin,“ wo die innen elende Spelunke bei uns nur durch einen dürren prosaischen Besen oder Tannenbaum den lechzenden Kehlen Hoffnung zuwinkte.

Daß es dem Gebildeten, der die Sprache verstand oder doch getrosten Muths wagte, nicht schwer wurde, sich mit den Einwohnern nicht nur erträglich, sondern meist ganz freundlich zu stellen, fand ich vielfach. Um gute Worte, d. h. um das schlechteste, aber resolut zu Markt gebrachte geliebte Französisch gaben die Leute mehr noch als um Geld (so wenig sie letzteres verschmähen). Es ließ sich z. B. an der Qualitätsscala der allmälig (freiwillig) beigebrachten Weine in einem Quartier deutlich spüren, wie im Lauf des erwünschten Gesprächs die sanguinischen Herzen mehr und mehr vom anfänglichen Gefrierpunkt an aufthauten. Selbstverständlich war gegen uns Militärbeamte im Allgemeinen auch schon weniger Vorurtheil und Nationalhaß, als gegen Kombattanten. Die Aerzte z. B. erwarben sich mannigfache Popularität durch gelegentliche Privatpraxis in den der Hauptsache nach verlassenen Dörfern.

Der Geistliche hatte zum Glück wenig amtliche Berührung mit französischen Kreisen und Kollegen; denn daß mit dem dortigen Katholizismus kein leichter Stand ist, sah ich wohl bei den wenigen Fällen, die mir vorkamen. Handelte es sich um eine Kirchenbenützung, die vielfach vom betreffenden Bischoff wenigstens den Protestanten gegenüber untersagt war, so schickte ich meist den katholischen Kollegen (nach einem bekannten schwäbischen Sprüchwort!) als Bahnbrecher voran, dem kirchengesetzlich die Erlaubniß nicht wohl verweigert werden konnte. Stand ich allein, so mußte die „ordre du général“ im Vordergrund wirken, gegen die denn doch auch nicht viel auszurichten war. Widrig machten sich hauptsächlich nur die intoleranten Kirchhofsschwierigkeiten, die wir für protestantische Todte fanden. Z. B. nach der Schlacht bei Sedan hatte ich — wenig in der Stimmung dazu — solche Verhandlungen mit einem sehr bornirten Geistlichen von Dom le Menisle, dem ich im Aerger über seine ewigen „Wenn“ und „Aber“ schließlich zu Gemüth führte, daß „par un des miracles menaçants du ciel“ bei uns vorläufig allerdings nur Protestanten gefallen seien. Er war so dumm, dieß mit froher Gläubigkeit zu acceptiren und in der Herzensfreude über diese Allianz des Himmels endlich weichzugeben. — Privatim aber und im Quartier, das uns beim Hinmarsch mit Vorliebe in solchen Häusern angewiesen wurde (beim Rückmarsch eher bei vereinzelten Protestanten oder Juden als muthmaßlichen Glaubensgenossen), könnte ich auch über die Abbés nicht klagen, da meist ein ganz erträglich freundliches, wenigstens höfliches Verhältniß möglich war; dieselben schienen mir auch im Durchschnitt weit feiner und aristokratischer zu sein, als die Mehrzahl unserer katholischen Geistlichkeit, was schon der Gesichtsschnitt und die ganze Haltung verrieth. In viel strengerer Amtswürde und Abgeschlossenheit als bei uns wandeln

sie allezeit in der langen, schwarzen Amtstracht mit Schärpe daher und scheinen vielfach ein ziemlich armes, gesetzlich streng geregeltes Leben zu führen. Einer zeigte uns sogar das Rauchverbot seines Bischoffs.

Lieber freilich, um nicht mit doppeltem Vorurtheil kämpfen zu müssen, waren mir Laienquartiere, wo man zwar auch zuweilen den Protestanten, der gar vollends „ministre protestant," also zugleich formeller Häretiker war, anfangs wie ein unheimlich Wunderthier anstarrte, aber bald auf ganz freundlichem, allgemein menschlichem Fuß stand. Bescheidene Ansprüche und gebildetes Benehmen verstanden sich für das geistliche Amt doppelt, um so mehr, als es für den Nichtkombattanten so äußerst wohlfeil gewesen wäre, im Schutz der Bajonette groß zu thun und gewaltig aufzutreten. Ich habe hierin fast bloß freundliche Erinnerungen und durfte oft mehr wie ein Gast, als wie ein Einquartierter Abschied nehmen. In einem Quartier (zu Sermaizes), wo das fünfjährige Töchterchen des Hauses die vertrauenerweckende Vermittlung bildete, befahlen mir die Hausleute, wenn sie ausgiengen, sogar das Haus zum Hüten an. In einem andern (bei Rheims) zeigte mir die alte Frau, die mich in einem Unwohlsein mütterlich pflegte, ganz harmlos den Ort im Garten, wo sie ihr Hab und Gut vor uns vergraben hatten. — So wenig ich das schwarz geflügelte Wort des, wenigstens seinem biederen Namen nach gutdeutschen Reichstagsabgeordneten Schulz von Heidelberg über „den gebildeten Franzosen als den liebenswürdigsten Mann de tout le monde" (ein allezeit bedenklicher geographischer Superlativ!) unterschreiben möchte, so gebe ich doch aus eigener Erfahrung zu, daß die Franzosen selbst im Krieg, um einen verständlichen Provinzialismus zu brauchen, vielfach eine wirklich „mögige" ämable Nation waren, wie alle ausgeprägten Sanguiniker. In raschem uns unbegreif-

lichem Wechsel sah man sie weinen und wieder lachen; theatralisch wurde das berühmte „grand malheur pour nous et pour vous et pour tout le monde“ herdeklamirt, um plötzlich in dem Trostgrund „à la guerre comme à la guerre“ Beruhigung zu finden — ein leichtes sich Geben ins Unvermeidliche eines allgemeineren Schicksals, einer „concatenatio irrefragabilis,“ wie der (politisch und privatim) weit weniger spinozistisch uniforme, viel individueller eigensinnige Deutsche es nie so rasch zu Stande brächte. Wenn die Franzosen, den Mund kaum von Klagen befreit, mit kindlicher Neugierde wieder auf dieß und das übersprangen, so waren sie naiv und komisch selbst in ihrem uns gleichfalls unbegreiflichen leichtblütigen Eigendünkel und Uebermuth.

Allerdings zeigte sich hierin, was die feindlich-sozialen Beziehungen betrifft, ein Unterschied unter den verschiedenen Bevölkerungen Frankreichs.

Am besten gefielen mir immer die eigentlichen Franzosen (deutlich im Typus sich heraushebend durch ihre kugelrunden, kurzgeschorenen Celtenköpfe, denen gegenüber wir allerdings têtes carrées sind und nicht immer in dem französischen und gar nicht deutschen, allezeit vorhandenen Nationalmöbel, der weißen Zipfelkappe Platz hätten, welche unsere Leute zuerst mehrfach für Strümpfe, Halstücher und Aehnliches ansahen). Am wenigsten behagten mir, ehrlich gesagt, unsre neu-alten Landsleute, die Elsässer. In ihrer Mitte (bei Weissenburg und Wörth) kamen faktisch auch verhältnißmäßig die meisten meuchelmörderischen Schändlichkeiten vor, während die reinen Franzosen denn doch eigentlich nicht so hinterlistig sind, wie man sie oft darstellt, z. B. meines Wissens nicht mit Gift operirten. Auch die ächten Franktireurs waren offen gestanden und mit ruhig gewordenem Blut betrachtet nicht die Ungethüme und ehrlosen

Buschklepper, wie sie in manchen Schilderungen erscheinen. In der ersten Erbitterung kam auch uns vielfach diese Auffassung, sie war damals natürlich; aber nachher ziemt sich ruhiges Denken und unparteiisches Urtheilen. Es war diese entschieden widerlichste Seite des Kriegs nur eine höchst unpraktische, aber äußerst bauernmäßige und gewiß auch bei uns unter Umständen sich zeigende Selbsthülfe. Denn allmälig bei langer Dauer war ja unläugbar der Druck des Requisitionswesens etwas den Landmann zur Desperation Treibendes; alle List und Flüchtung half Nichts, man fand das Verborgene doch, zumal die guten Vierfüßler nicht so weise waren, in ihren Schlupfwinkeln, wie Wäldern, das Maul zu halten, bis der Feind vorüber war. — Auch das im ersten Augenblick ärgerliche „Lügen," d. h. Ableugnen vorhandener Vorräthe ist sehr begreiflich; was wollte ein kleiner Vorrath auch noch heißen, wenn Abtheilung um Abtheilung durchkam und täglich die alte Forderung erneute?

Erfahrungsmäßig hatte das überaus lästige Franktireurswesen eben in diesen kriegsrechtlich erlaubten Härten des Feldzugs seinen Hauptgrund. Daß man die Bursche, die durch harmlose blaue Blousen sich unkenntlich machten, wenn man ihnen auf den Leib kam, aus Nothwehr amtlich einfach erschoß, daß man Dörfer, wo solches vorfiel, zur abschreckenden Strafe anzündete, finde ich noch heute durchaus gerechtfertigt, ja gefordert im Namen selbst der Disciplin und Humanität, weil sonst die unausbleibliche Folge gewesen wäre, daß der Soldat in weit roherer und ungeregelterer Weise die Rache in die Privathand genommen hätte. Nur durch jene blutigen offiziellen Repressalien konnte der Krieg soweit noch in anständigen Grenzen erhalten und vor der Ausartung in Bestialität bewahrt werden. Wo brave und offene Soldaten zu Tausenden fallen, ist gegenüber von ein paar versteckten Feinden übertriebene Weichheit nicht

am Platz und aus der Ferne wiederum wohlfeil beizubringen. Ein anderes jedoch, als dieß faktische Verhalten, ist auch hier die moralische Beurtheilung, ganz ähnlich, wie bei den Spionen, die kein Vernünftiger für Schurken, sondern nur für höchst gefährliche, also auf jede Weise zu beseitigende Menschen hält. Und in dieser Hinsicht dürften wie gesagt selbst die Franktireurs viel billiger anzusehen sein als früher und meist geschah — ganz derselbe Unterschied von Recht und Moral, wie im bürgerlichen Leben, wo ja auch Manche in Ehren herumgehen, die kaum das Zuchthaus werth sind und umgekehrt, ohne daß deßhalb die Rechtsordnung zu tadeln wäre.

Woher stammt wohl der unverkennbare, für unsere Nationalität und namentlich den süddeutschen Stamm zunächst gar nicht schmeichelhafte Unterschied zwischen den rechten Franzosen und den Elsäßern? Es war wohl nicht in einer Art von optischen Täuschung bloß die heftig erregte gegenseitige Erbitterung des ersten Kriegsanfangs, welche in verzeihlich menschlicher Wallung den Gegner zuerst schwärzer erscheinen ließ, als es sich später für den ruhigeren Blick machte. Sondern ich glaube wirklich, daß der Hauptgrund in dem tief demoralisirenden Einfluß liegt, welchen eine Zwitterstellung, eine Bastardnationalität, wie der vor 200 Jahren abgerissenen deutschen Grenzländer, nothwendig ausüben muß. Der Renegat ist immer der rabiateste Parteimann, wie religiös, so auch politisch und national. Wo Beides zusammentrifft, wie bei den durch Ludwigs XIV. Frömmigkeit wieder katholisch gemachten elsässischen Bezirken, da muß die Stimmung natürlich am schlimmsten sein. Faktisch war nicht zu verkennen, wie ja seither allgemein berichtet wird, daß in den protestantischen Theilen des Elsaß, besonders in den hart bei dem französisirten Straßburg zäh sich konservirenden Dörfern ein weit besserer Geist gegen uns herrscht, als an-

derswo. Nur die elsässischen Pfarrer protestantischer Konfession, wenigstens die jungen, waren mir noch weniger sympathisch als die katholischen; vielleicht, daß sie gegenüber dem französischen Argwohn gegen sie als die Häupter es darauf thaten, sich als Vollblutfranzosen zu geriren. — Freilich, diese Degeneration des alemannischen Stamms ist unsere Schuld, da unsere Vorväter einst die treuen Lande so schnöd abreißen ließen, ein Volk aber bleibt solidarisch mit seiner Geschichte verbunden; daher ist jetzt auch, so schwer es Einen oft ankommen mag, Ruhe und liebevolle Geduld nöthig und pflichtmäßig.

Doch zurück von dieser Abschweifung über Beobachtungen, die vielfach nur aus dem Stegreif, vom Sattel herab oder bei kurzer Einquartierung des Durchzugs zu machen waren und darum auch am wenigsten auf streng objektives, allgemeines Zutreffen Anspruch machen können. Es war mir nur darum zu thun, in verschiedentlichen Erfahrungen zu zeigen, wie günstig im Feldzug auf die Haltung der Truppen gegen die andere Nation ein lebendig-bürgerlicher Familiensinn, eine gewohnte, solid deutsche Häuslichkeit gewirkt hat, mit Einem Wort, was auch hierin ein ächtes Volksheer sagen will. (Denn die etwaige größere Rücksichtslosigkeit des bejahrten Landwehrmannes, der schmerzlich genug und tief einschneidend in sein Ergehen, von zu Haus ferne gehalten wird, dürfte hier doch weit überwogen werden durch die daneben sich findenden weicheren und milderen Seiten seines Wesens.)

Derselbe Geist ist meiner Ueberzeugung nach auch für das Leben und Treiben innerhalb des Heeres selbst von großem Werth, nicht bloß, wie wir zeigten, als Vorschule der Disciplin und des sich willig fügenden Gehorsams, ohne den ein Heer ja gar nichts ist, als eine gefährlich bewaffnete Masse, sondern auch als Milderung und ethische Erweichung desselben, die wir denn

doch den Söhnen unsres Volks neben aller Strammheit des militärischen Verbands auch wünschen und gönnen wollen. — Diesem Wunsch eines, im richtigen Sinn familiären Geists, der nicht allzuweit abliegt vom Ton des früheren und späteren bürgerlichen Lebens, steht freilich gegenüber die, zumal nach einem glänzenden Krieg und einer solchen Ehrenzeit des Militärs doppelt stark auftretende Forderung des Corpsgeists, der militärischen Exklusivität gegenüber dem Civil.

Es ist gewiß wahr, das Militär ist ein gar spezifischer Stand, durch seine ganze Bestimmung und Haltung viel weiter von allen anderen Ständen geschieden, als diese unter sich. Dieß zeigt sich vornehmlich, wenn er einmal zur Verwendung kommt, im Feld und in der Schlacht. Wo der stumpfbrutale, rein physische Muth nicht ist oder auch nicht mehr ausreicht, wo das bloße Pflichtgefühl eine zu blasse, der erschütternden Wirklichkeit gegenüber zu abstrakte Empfindung ist, da tritt, wie ein Jeder spüren konnte, mit voller Bedeutung das lebendig konkrete Ehrgefühl des Corpsgeists ein und gibt einen gewaltigen Halt. Soviel ist seinen warmen Vertheidigern psychologisch durchaus zuzugeben, zumal gegenüber von einer, nur Friedensverhältnisse im Auge habenden Verurtheilung, welche auch hierin allzu doktrinär nivelliren will.

Aber freilich, es dürfte trotzdem auch des Guten mannigfach zu viel geschehen, und die Uebertreibung wäre gerade nach diesem Krieg, wo das ganze Volk so lebendig mitthat, eine nicht zu billigende Folge. Ein feudal-aristokratisches Offizierskorps (denn bei dem Zu- und Abfluß der Soldaten kann hierin eigentlich nur von den stabilen Führern die Rede sein) mag für Friedenszeiten keine angenehme Erscheinung, aber gerade auch nicht ohne Weiteres schädlich sein. Anders doch wohl im Krieg! Ein gemüthliches, persönliches Verhältniß, ein herzliches Ver-

trauen des Soldaten nicht bloß zur Tüchtigkeit seines Offiziers, sondern auch zum Menschen in ihm sind keine zu unterschätzenden Faktoren, vollends da das unmittelbare naive Bewußtsein sich ja überall an Personen hält, weit mehr als ans abstrakte Amt und die berufliche Stellung. Gewiß leistet der Soldat einem beliebten Offizier persönlich zu Gefallen, was er dem bloßen, starren Kommando nicht halb so schnell und gut thäte. — Es war schmerzlich, wenn man beim Fallen eines Offiziers an seinen Soldaten eine schlimme, schadenfrohe Theilnahme verspürte, in harten Worten ein Todtenurtheil der unverkünstelt naiven Stimmung zu vernehmen hatte (die Drohungen freilich oder Sagen von wirklicher Heimtücke der eigenen Leute waren und sind gefaselt); umgekehrt war es äußerst wohlthuend, wo für beide Theile ehrenvoll das Gegentheil stattfand, wo man von ganz besonderer Tapferkeit eines Bataillons aus Grimm über den Fall seines geliebten Führers hörte, oder wo man ganz unberechnete Klagen des gemeinen Mannes über solche Verluste vernahm. Und es ist in der That auch sogar für den superordinirten Offizier (denn uns wurde diese lohnende Erfahrung natürlich weit leichter) wohl keine Kunst, sich das Vertrauen und die Zuneigung der Soldaten zu erwerben. Selbst große, konsequente Strenge schadet hierin gar nichts, wie sich deutlich beobachten läßt und ließ; so viel sieht der Soldat wohl ein, daß dieß nun einmal sein muß. Nur gegen Verachtung und lieblos hochmüthige Kälte oder Herbheit ist er mit Recht tief empfindlich. Eine Kanaille, eine Bande mag er nicht sein noch heißen; hat er sich doch auch nicht freiwillig und um guten Lohn zu seinem Dienst hergegeben, sondern trat oft ungern genug aus anderen Verhältnissen herein. Ein Heer der allgemeinen Dienstpflicht hat Anspruch auf eine andere Behandlung, als ein Söldnerhaufe.

Besonders muß, wo es nicht die faktische Aenderung der Verhältnisse und dienstlichen Anforderungen verlangt, ein plötzlicher Umschlag in der Behandlung nothwendig niederschlagend und korrumpirend wirken, wenn eine andre Tonart herrscht, so lange es noch gemeinsame Gefahren zu bestehen gibt und Keiner weiß, wann oder wie er den Andern braucht, sogleich aber neue Saiten aufgezogen werden, wenn dieß vorbei ist. „Der Mohr hat seinen Dienst gethan, der Mohr kann gehn" ist allezeit ein bitteres Gefühl und ein verstimmender Abschied nach langem bewegtem Zusammensein, ob es nun den gemeinen Soldaten betrifft, dessen Erinnerungen und Einflüsse in seinen späteren Kreisen wir doch nicht unterschätzen wollen, oder ob etwa der Militärbeamte, z. B. der Arzt, darin dem Gefühle Ausdruck gibt, daß noch vor Ende des Feldzugs die bisher in der Gemeinschaft des Arbeitens und Erleidens überbrückte Kluft der Stände sich vorschnell wieder aufthue und er bereits ein nur noch geduldeter Fremder sei, wo er seither als wirklicher Kriegskamerad aus- und eingieng.

Es sind das — den militärischen Kreisen gegenüber — wesentlich keine eigenen und persönlichen Erfahrungen, da für unseren Stand die soziale und berufliche Distanz auch im Feld naturgemäß immer eine weit größere war, also auch ohne peinliche Aenderung so bleiben konnte. Aber um so unbefangener und ruhig unparteiischer kann ich meine Beobachtungen darlegen.

Von den zwei Mitteln gegen die hienach — man mag militärischer Seits behaupten, was man will — entschieden gemeinschädliche, wie irrationale Exklusivität und anticivile oder feudale Stellung von Heer und Offizierskorps ist das Eine Mittel mehr französisch, wornach „jeder Soldat — wenn es nemlich besser geht, als dießmal — den Marschallstab im

Tornister trägt" oder, sans phrase, vom Soldaten und Unteroffizier wenigstens zu den niedrigeren Offiziersgraden aufsteigen kann. Durch solche Allgemeinzugänglichkeit und relative Gleichgültigkeit gegen die Mittel und Wege der Vorbildung sichert sich das bürgerliche Leben gegen die Verhärtung seiner Stände in Kasten. Ob aber das beim Militär nicht ein zweischneidiges Mittel ist? Zweifellos mögen Einzelne durch glückliche Begabung und strebsamen Fleiß im Stande sein, auch ohne die gewöhnliche Fachschulung zu ganz tüchtigen Offizieren sich emporzuschwingen, denen Niemand mehr ihren Weg anmerkt. Für gewöhnlich aber sagt schon das Sprüchwort: Wenn der Bauer aufs Pferd kommt, reitet er den Edelmann nieder! Und besser als sonst wird im Durchschnitt auch beim Militär die Probe gerade nicht ausfallen. Nicht etwa aus eigenem Durchleben sympathisch, sondern wie die Menschen nun einmal sind, eher aus blinder Revanche besonders herb und hart nach Unten, nach Oben übereifrig und ergeben gleichsam zur schuldigen Danksagung für die Erhöhung, im eigenen Kreis der formell Gleichgestellten doch ein wesentlich Fremder, neidisch und peinlich argwöhnisch gegen alle überlegene Bildung und Jeden, der sie noch so harmlos besitzt, unbehaglich und unbefriedigt und darum doch nie recht an seinem Platz — dieß ist das Bild des französischen Troupier nach allen Berichten, und dieser Krieg, besonders was man vom dortigen Offizierskorps und dem Geist in demselben erfuhr, hat nicht gerade bewiesen, daß jenes, auch bei uns von manchen Doktrinären gerühmte demokratische Universalheilmittel viel Gutes in der Armee stiftete.

Da dürfte schließlich doch das deutsche Mittel viel durchschlagender sein, nemlich in das Heer durch seine ganze Zusammensetzung und Schulung möglichst viel Bildung und geistigen Gehalt zu bringen. Das edle Institut der „Ein-

jährigen" ist auch hierin von großer Bedeutung, vollends wenn es sich einmal ganz und gar eingelebt hat und sein Dasein in das militärische Bewußtsein unmittelbar übergegangen ist, während dießmal wenigstens im süddeutschen Heer sich zuerst noch manches Bedenken, manches Mißtrauen von Offizieren wie Soldaten gegen diese allzu „civile", und dabei um ihrer sonstigen Lebensstellung willen nicht ganz übersehbare Klasse geltend machte. Und doch ist es deren natürliche, moralischwichtige Bestimmung, das Bindeglied zwischen Soldaten und Offizieren zu bilden, jene zu heben, diese in richtiger Weise zur freundlichen Herablassung und dauernd anständigen Behandlung des gemeinen Mannes zu veranlassen. Denn eine deutsche Denk- und Sprechweise wäre es eben nicht, so nahe solche Ueberhebung nach fabelhaften Erfolgen dem Menschen jeden Standes läge, wenn der Offizier, Ludwig XIV. nachahmend, sprechen wollte: L'armée, c'est moi! Wie der König um des Volks willen da ist, so der Offiziersstand wegen der Soldaten, das ganze Heer aber auch wieder nur für das Gesammtvolk, dessen Wohl und Wehe schließlich doch den alleinigen Brennpunkt aller Dienste im Staat bildet. Freilich, die Menschen allerorts und jeden Stands, nicht etwa blos die alleingeschmähte Hierarchie, möchten viel lieber herrschen, als dienen, und sind daher jederzeit so geneigt, jenes Stufenverhältniß von Mittel und Zweck unsittlich umzudrehen!

Indeß zur Sache! Aus obigen Gründen ist das preußische Dringen auf möglichste Bildung und gründlichste Schulung des Offiziers, vom militärisch selbstverständlichen Nutzen abgesehen, auch ethisch nur höchlichst zu billigen. Wahre Bildung allein macht Blick und Gesichtskreis weit, macht frei von beschränktem Kastengeist, stecke er nun in welchem Kleid er wolle; Bildung macht tolerant und gibt ein Verständniß auch für tieferstehende

Klassen, kann also für die wünschenswerthe humane Behandlung des Soldaten nur von Vortheil sein. Sehr selten habe ichs im Feldzug anders getroffen, als daß die gebildetsten und tüchtigsten Offiziere, ob nun hochadlige oder bürgerliche, zugleich die humansten und beliebtesten waren, wie umgekehrt Unbildung und Rohheit immer Hand in Hand miteinander giengen.

Mit diesen Erinnerungen und Erwägungen habe ich mich auf der Grenze dessen bewegt, was mir, durchs Feldleben zur Diskretion geschult und daher wenig geneigt, „aus der Schule zu schwatzen," zu behandeln und zu beurtheilen gestattet ist. Es wird Jeder fühlen, daß ich dem Militär und meinen dortigen Bekannten mit wenigen Ausnahmen, die es ja überall gibt, auch in der Ferne noch das freundlichste Andenken bewahre; aber ich weiß aus Erfahrung, wie eifersüchtig dasselbe dem Laien Stimm- und Rederecht in allen Fragen abspricht, welche es für sein Gebiet erachtet, freilich zuweilen mit einer, dem Gebildeten gegenüber wohl etwas zu engen Absteckung der Grenze, da der bloße blaue Rock doch noch nicht allein den Fachmann und ausschließlich Sachverständigen in Allem macht, was sich aufs Leben und Treiben des Heers bezieht.

Und gerade für das hier in Betracht Kommende hat kaum Jemand einen so offenen Blick, als gerade der Feldgeistliche, der parteilos in der Mitte der beiden Militärkreise steht und bei gleichem Sinn für Beide nicht interesselos dafür sein kann, wie sich dieselben zu einander stellen. Unsere Aufgabe war es ja überhaupt, als die berufensten Vertreter der Heimath und in diesem Sinn allerdings etwas heterogene Glieder des militärischen Organismus vor Allem anzuknüpfen an den heimathlich häuslichen, bürgerlich humanen Sinn des Soldaten, der zudem mit dem religiösen Leben und Weben des Gemüths in nächster Verwandtschaft steht.

Wie ich verschiedentlich hervorhob, handelte es sich nur darum, an Vorhandenes anzuknüpfen und zu pflegen, was an sich schon reichlich vorhanden war und in vielen bezeichnenden Zügen sich aussprach. Ich erwähnte bereits die bekannte, immer sich erweisende Kinderliebe der bärtigen Soldaten. Ein verwandter Zug war die Freude, mit der die Heimathlosen in der Fremde sich Thiere hielten, herrenlose, zurückgebliebene, zuerst klapperdürre, dann bald wohlgenährte Hunde; z. B. waren die martialischen Hüter unserer geliebten Hammelheerden, das Gewehr statt der Schippe im Arm, gar schnell mit den unentbehrlichen Gehülfen des Hirten versehen. Oder gab es Katzen, die, wie man weiß, nicht wie ihre Herren, die Franzosen, zum Ausziehen und Flüchten geneigt vielmehr das Haus hüteten und sich bald an die Mannschaft heranmachten. Auf einer mit komischer Behaglichkeit eingerichteten Feldwache an der Marne, bei welcher sogar einige Pendülen „auf einen grünen Zweig" der dekorativen Umgebung kamen, traf ich einmal eine ganze Kolonie dieser Geschöpfe, gemeiner und Angoracace, welchen die Soldaten gern von ihrer Mahlzeit mittheilten oder bei zweifelhaften Victualienfunden die Vorprobe des thierischen Instinkts überließen. — Die Fohlen, welche einer Abtheilung, z. B. der Artillerie, während des Feldzugs geboren wurden, fanden treue, sorgfältige Pflege fast wie Regimentskinder, sie durften fahren, wenn der Marsch zu weit war und erhielten im Stall stets ganz besondere Berücksichtigung. — Der feinere Sinn auch für Thiere ist bekanntlich eine gemüthliche Eigenthümlichkeit der Germanen, während man von den Romanen hört (und in Frankreich an der Behandlung, Nichtreinigung, harter strohloser Lagerung u. s. w. der schweren Pferde sah), daß sie Neigung zu liebloser (ich möchte auf ein System anspielend sagen, kartesianischer) Thierbehandlung haben.

Auch sonst war die, selbst auf den Repli's und Feldwachen geübte Bemühung um behäbige, heimathähnliche Einrichtung nicht blos Sorge für möglichste Bequemlichkeit, sondern vielfach zugleich Ausfluß gesunden Humors und häuslichen Sinns, der „daheim" sein wollte selbst in der zweifelhaftesten Situation. Auf dem Hinmarsch hatte, wenn es sich machen ließ, das Biwuak mit seinen individuell höchst variirenden, sehr geschickt und eifrig hergerichteten Laubhütten gar oft an Israels Wüstenzug erinnert und ein improvisirtes Dorf vorgestellt, dem dafür (vgl. Makbeth) ein Wäldchen unter den schweren Faschinenmessern zum Opfer gefallen war.

Heimische Sitten wurden verpflanzt z. B. vom Neckarufer und Kannstadts grünem Wasen an die Marne und in die Parks vor Paris. Lustig, ließ ich mir erzählen, soll am 28ten September das „Volksfest", ohne welchen Heiligen ein rechter Württemberger seinen Kalender nicht denken kann, zu Champs bei Paris gefeiert worden sein, indem die biderben Proviantbauern zu allgemeinem Ergötzen sogar das dortige Wettrennen mit mehr oder weniger Glück auf ihren plumpen Rosinanten imitirten oder „markirten". Selbst die Neujahrsnacht durfte nicht ohne das hartnäckig geliebte Schießen verlaufen, so viel es dessen doch im Feld ernsthaft zu hören und zu fühlen gab. Unsre Nachbarn rechts, die Sachsen, waren, hörte ich, so malitiös, mit dem Schlag 12 die ersten zwei bei Tag gerichteten Granaten nach Rosny zu schicken, um doch auch sächsisch höflich zu sein und den spröden Franzosen das Neujahr anzuschießen.

Die Straßen und Plätze in den Belagerungsorten erhielten allmälig ihre deutschen Namen. Als altera versio von „Bohnenviertel" gab es ein Granatenviertel an einer Lieblingsstelle der Andenken des Mont Avron in Noisy le Grand. — Kohlenzeichnungen mit oder ohne Kunst spielten eine große Rolle

als Dekorations- und Unterhaltungsmittel. Gewiß erinnert sich Mancher an den, bis in den Winter hinein konservirten prächtigen Jagdzug, der mit humoristischen Arabesken eine lange Parkwand in Montrain vor Lagny schmückte. „Villa Lulu" mit kräftigen Pferdsköpfen und Waffen prangte (in unsrer nächsten Nachbarschaft) an dem Hauptkolonnenweg von La Queue. Deutsche Wegzeiger oder weisende Pfeile an den Straßenecken orientirten allenthalben im fremden Land (auf die vielfach umgedrehten französischen war kein Verlaß) — kurz, man war allmälig ganz „chez soi".

In derselben Weise waren die verschiedenen Arbeiten, die es bei dem Belagerungsheer zu thun gab, Handwerke oder Feldgeschäfte, nicht bloß eine Befriedigung des Bedarfs, sondern auch zugleich eine offenbar erwünschte, gemüthlich wohlthuende Wiederhineinversetzung in die gewohnten Kreise des Lebens, Sorgens und Arbeitens. Die Kaiserfeier am 18ten Januar (bei deren Zurüstungen uns die zurückgebliebenen Franzosen händeringend fragten: O mon Dieu, Paris caputt?) sah neben den dichten Tannenspalieren Fahnen und Dekorationen in buntester, strenger Farbenlehre und Heraldik vielfach spottender Gestalt. Selbst die berühmten Taschentücher mit ihren Bildnissen und Inschriften wußte der praktische Soldat trefflich an seinen Triumphbogen zu appliziren, denn man lernte eben immer mehr sich zu helfen. — Da wurden sogar Lichter gemacht aus dem Talg des Factotums, der Hämmel, um die langen Herbst- und Winterabende zu erhellen: roh, improvisirt, mehr Quantität, als Qualität und nur zu einer ordentlichen Cigarre zu brennen — aber sie thaten doch den Dienst und waren selbstgemacht, wie zu Haus! Garben wurden gedroschen und gemahlen in einer glücklich gefundenen, von einem weisen militärischen Mühlendoktor hergerichteten Dampfmühle bei Ormesson, bis ihr die neidischen Granaten von

Charenton in den ersten Dezembertagen den Garaus machten. Und was war gerade für unsere so zahlreichen Weingärtner willkommener als zu „herbsten“, sogar von den natürlich drob ergrimmten Franzosen auf den Forts mit Feuerwerk — freilich Granaten — versehen, damit selbst dieses Requisit eines normalen Herbstes nicht ganz fehle. Der reiche, prächtige Traubenertrag der verlassenen Gegenden, hinlänglich auch in natura genossen, wurde von organisirter, jeder Abtheilung das Ihre zuweisender Thätigkeit (und die Schildwachen paßten eifersüchtig auf „ihren“ Regimentsweinberg auf) verwerthet zu kunstloser, aber praktisch erfinderischer Bereitung eines vortrefflichen Weins, indem man wieder auf die elementareren Stufen dieser Kunst zurückgieng; das ebenso reichliche Obst jener Gegend wurde zu Apfelwein verarbeitet — wie? das wissen die Götter und begehrte Niemand zu schauen, aber jedenfalls trinkbar und besser, als der von Israel längere Zeit einmal bis zum ärztlichen Interdikt g e l i e f e r t e Wein. Desgleichen wurden die Kartoffeln systematisch „eingeheimst“, um freilich, bald erfroren, nur eine elende Hungerstillung abzugeben. Daß man hiebei auch die wenigen noch dagebliebenen Franzosen harmlos miternten ließ, versteht sich, obgleich sie wohl so wenig formelles Eigenthumsrecht dabei besaßen, als wir, denen es doch de jure belli gehörte. Es hieß da eben allgemein, was vom Kriege gilt: „Du bist ein harter Mann, erntest, wo du nicht gesäet, und schneidest, wo du nicht gepflanzet hast.“

Unverkennbar schmerzlich war es indessen unsern Soldaten, wo militärische Zwecke, wie Anlegung von Schützengräben oder einer freien Schußbahn, die Niederlegung von Weinbergen, das Umhauen von Obstbäumen verlangten. Ich fühlte das einmal so recht, als ich an einem regnerischen Sonntag Nachmittag nach

dem später schlachtberühmt gewordenen Coeuilly hinausgieng, mich nach der etwaigen Möglichkeit eines Gottesdienstes zu erkundigen, und meine Leute, meist Weingärtner aus der Gegend von Heilbronn und dem Hohenlohischen, bei diesem Nothwerk neben der Parkallee traf. „Nicht wahr, Herr Pfarrer, das ist eine böse Sonntagsarbeit?" meinte Einer, als er eben einen gesunden Traubenstock abtreten mußte. So wenig vandalisch waren diese Leute gesinnt, die selbst meist Landbebauer, mit den Gewächsen der Erde in einem gemüthlich inneren Verhältnisse, sozusagen auf du und du stehen.

Direkten Ausdruck gab sich dieser Sinn in eifrigem Briefschreiben nach der Heimath. Vielfach, besonders Anfangs, wo ein Jeder sich noch nicht recht in die anormalen Verhältnisse gefunden und in Ermanglung dieses oder jenes, zu Haus nur im Schrank stehenden Bedürfnisses hiezu sich nicht recht zu helfen wußte, konnte man da (und nicht blos in Spitälern) nachhelfen durch Vertheilen von Papier und Kouverten, die zwar Jedermann leicht bekommen konnte, der Soldat aber eben vielfach sich zu verschaffen nicht dazu kam. — Die Feldpost! Ehre sei dem edlen Institut, das mit musterhafter Treue und Pünktlichkeit, mit rastlosem Fleiß und stiller Aufopferung seinen Friedensdienst im Krieg verrichtete, ein mächtiger sittlicher Faktor des Feldzugs, in naher Verwandtschaft zum geistlichen Amt, dem es zugleich mittelbar und unmittelbar gar vielfach treue, unverdrossene Handreichung that. Jubelnd wurde daher auch und mit gebührendem Recht ihr festlich bekränzter, wettergedunkelter blaugrauer Wagen beim Einmarsch unserer Division in Stuttgart begrüßt von der Masse der Angehörigen, allen ein Freund und lieber Bekannter, ob auch denen daheim „persönlich unbekannt", der in seinem geräumigen Innern — ein umgekehrtes trojanisches Pferd — soviel Leid und Freud, Heimweh und Hoffnung herüber und

hinüber getragen hatte. Seine Fenster durften wohl allmälig in den Regenbogenfarben spielen; denn ein Friedens- und Hoffnungszeichen war er ja gleichfalls gewesen in bösen Tagen des Unwetters.

Außer den Briefen, unter welchen ich vom speziellen Berufsstandpunkt aus besonders auch die von den heimischen Geistlichen an ihre Soldaten gerichteten als sehr werthvolles Band betrachtete, war von den Postgaben vornemlich die Zeitung stets hochwillkommen, für uns draußen vielfach die erste umfassendere Kunde dessen, was wir selbst erlebt und was das Heer geleistet; denn der Einzelne an seinem beschränkten Ort hört und sieht zwar viel, aber meist nur reines Detail und nicht den Zusammenhang. — Was gab es besonders bei beginnenden Konzentrirungen und dadurch unvermeidlichen Stockungen oder Kreuzungen der Kolonnen Besseres für die endlos langen, häufigen Halte auf Ackerfeldern oder am Straßengraben, als so ein Blatt, ephemer und expedit, wie die ganze Situation? Dem Soldaten war von unsrer württembergischen „Nationalzeitung," dem Schwäbischen Merkur, stets das heimische Chronikblatt oder gar der Inseratentheil das Liebste, wenn er nur wieder einmal seinen Ortsnamen oder den persönlicher Bekannter las, oder mit eigenen Augen — abergläubisch glaubig nur gegen das Gedruckte! — sich aus den Beitragslisten überzeugen konnte, daß für die Angehörigen zu Haus rüstig gesorgt werde. Gern sammelte ich auch von Anderen, die gleichfalls sich ein eigenes Exemplar hielten, die Blätter, um sie vor anderweitigem Gebrauch noch in die Hände des stets erfreuten gemeinen Soldaten gelangen zu lassen. Denn wieviel auch für Spitäler in freiwilliger Abgabe durch die Redaktionen der *weltlichen* Blätter geschehen sein mag, zu uns kam von dieser Seite trotz unserer Bitte glaub' ich nichts, so wünschenswerth und angelegt es auch

hier gewesen wäre und so viel Dank und Anerkennung daneben die Redaktionen geistlicher Wochenschriften verdienen.

Aber auch materielle Gaben in reicher Fülle entstiegen besonders gegen die Weihnachtszeit der verheißungsvollen Tiefe des Postwagens, damit es nicht heißen konnte, wie der Apostel Jakobus tadelnd rügt: „Ihr sprechet nur, Gott segne Euch und schütze Euch, wärmet und sättigt Euch; gebet ihnen aber nichts!“ Nein, das wäre undankbare Vergessenheit, wenn wir nicht für immer gedächten, wie warm und werkthätig die Heimath, Haupt- oder Zweigvereine, wie Privaten (unter letzteren bei uns wieder, ich kann es nicht leugnen, vornemlich die sog. pietistischen Kreise) an uns dachten, um uns nicht blos stofflich in das öde, eckle Einerlei, über dem man nächstens selbst zum Schafhammel geworden wäre, eine Abwechslung zu bringen. Besonders wurden auch vom edlen, Langeweile kürzenden, die schwere Wirklichkeit umnebelnden Rauchkraut mancherlei Vertreter ins Feld gestellt, über deren hie und da mitunterlaufende Qualität bereits so viele schlechte und rachsüchtige, das Sprüchwort vom „geschenkten Gaul“ mißachtende Witze gerissen wurden, daß ich dießmal nur die sehr respektable Quantität dankbarst hervorheben möchte. — Auch gemüthlich bildete es einen wohlthuenden Kontakt mit der Heimath, wenn deren kulinarische oder backkünstlerische Specifica antraten, um mehr als nur sinnlichen Werth zu haben. Denn was der Mensch ißt, das ist er, sagen wir hier ohne allen materialistischen Beigeschmack (da ein allzu starrer Moleschottismus sonst aus den moutons eine für uns wenig schmeichelhafte Konsequenz ziehen könnte).

Von Werth war es uns Geistlichen, daß Vieles von zu Haus durch unsre Hand gieng; nur durfte das nicht mit allzugemüthlicher Vereinfachung in einen förmlichen Speditions- und Landpostbotendienst für uns ausarten, der an alle möglichen

detailirten Adressen dieß und das besorgen sollte. Nöthig war bei diesen durch uns gehenden Sendungen (worunter Geld als das arithmetisch Einfachste besonders bequem war), die Verwendung ganz dem freien Ermessen zu überlassen, das vielfach Gelegenheit fand, an Orten, wo die allgemeine abstrakte Vertheilung das dringendere Spezialbedürfniß nicht zu befriedigen im Stande war oder es gar nicht kannte, lückenausfüllend einzutreten. Ein Soldat, den häusliches Elend der Seinen, verbunden mit aufregenden persönlichen Erfahrungen zu einem Selbstmordsversuch getrieben und den sein Oberst (trotz mituntergelaufener anderer Sachen) in dankenswerther Rücksicht lediglich mir zugewiesen, war z. B. durch ein solchermaßen verfügbares 20-Frankstück (wie spätere Unterstützung) schneller beruhigt und geheilt als durch viele Worte allein (er brachte mir andern Tags von selbst den Postschein der Heimsendung, daß ich nicht meine, er habe — s. v. v. ipsissimo! — das Geld nur „versoffen"). Später in den ersten Dezembertagen war mir einmal eine Kiste voll Weißzeug von einem heimischen Sanitätsverein, so viel Sorge und Anfechtung mir auch gerade damals ihre Aufbewahrung und Transportirung durch alle möglichen Liebhaber hindurch machte, dennoch vom höchsten Werth, um die zunächst amtlich noch unversorgbaren Verwundeten in ihren kalten Kirchen und sonstigen zweifelhaften Gelassen erstmals damit zu versehen, daß sie wenigstens die blutigen und zerfetzten Hemden wechseln konnten. In dieser und ähnlicher Weise suchten wir das an uns Adressirte, wenn es nicht anders gieng, wenigstens im Sinn und Geist der wackeren Geber zu vermitteln, denen Allen ich hiemit, wenn sie diese Zeilen unter die Hände bekommen sollten, meinerseits im Namen meiner Pflegbefohlenen den wärmsten Dank sage.

Gegen die Weihnachts- und Festzeit gestaltete sich unser Amt überhaupt vornemlich zu einem verklärenden und befreienden

Kultus des immer stärker sich regenden Heimwehs. Weihnachten, neben seiner christlichen Centralbedeutung ein altgewohnt deutsches Familienfest, was war es mit ihm in der immer noch hartnäckig, zum Theil blutig festhaltenden Ferne! (Es war eine fast andächtige Wallfahrt, in der aus unserem Quartier Champs die Leute am Weihnachtsfest vor den Ort pilgerten, die endlich angekommenen schweren Kanonen, diese sonderbaren Heiligen zu besuchen und eingehend zu besichtigen.) Wohl suchten die gesunden Abtheilungen, schonungslos gegen die Franzosenparke, ihren Tannenbaum zu bekommen und in improvisirtester mehr allgemein menschlicher Weise ihr Fest zu feiern, dessen gemüthlichste Gabe die mit feinem Sinn demokratisch und human gleiche Sendung des Stuttgarter Sanitätsvereins an alle 25,000 Mann war, — wohl prangten namentlich in den Spitälern (z. B. Noisiels sonstiger Chocoladefabrik von Menier, wo ich den Abend zubrachte) zum Theil riesige Tannen in strahlendem Lichterglanz, auch an Gaben und Geschenken fehlte es nicht; aber daneben? Da ein württembergischer Krankenwärter eben im Todeskampf nach verzehrender, treuer Pflege Anderer, dort Einer aus der Lausitz, der auf seinem Bette saß und bitterlich weinte, wenn er an die Heimath gedachte, wo er oft wohl so ganz anders Weihnachten gefeiert hatte. Nein — es war kein Freudenfest, denn der Friede auf Erden fehlte und an der Stelle des an diesem Tag so wohligen Heimathsgefühls saß nur das Heimweh.

Da galt es denn mehr als je für das geistliche Amt, sei's in Privatbesuchen oder im öffentlichen Gottesdienst dieser allgemeinen Stimmung die allgegenwärtige ewige Vaterliebe Gottes vorzuhalten, deren Hand über Länder und Meere reicht. Klarer wie je zeigte sich als werthvoll der strengste, absichtliche Anschluß an die heimische Sitte des Gottesdiensts: Einhaltung, wo es gieng, des Sonntags, Benützung, wenn möglich des kirch-

lichen Raums, Verwendung der bekannten Perikope, Singen und Beten nach gewohnter Weise — Alles schon dadurch allein erbauend und lösend, die Gemeinschaft des Geistes pflegend, bis endlich wirklich Frieden auf Erden kam und das deutsche Volksheer nach wohlvollbrachter Arbeit der ersehnten und sehnsüchtigen Heimath zurückgegeben werden konnte.

Es war im Bisherigen nicht unsere Absicht, in allgemeinen Betrachtungen über den geistigen Werth und die innere ethisch-religiöse Bedeutung des letzten großen Kriegs, insonderheit nicht über seine Wirkung zu Haus und bei dem ganzen Volk uns zu ergehen. Während des Kriegsjahrs selbst weg gewesen, erlaubte ich mir gerade über jenen Punkt kein eigenes und objektives, das Jetzt mit dem Vorher vergleichendes Urtheil; überhaupt aber bin ich überzeugt, daß dies noch viel zu früh käme. Unsere Zeit ist ungeduldig, weil sie Dampf und Telegraphen hat; allein das geistige Leben geht trotz dieser Errungenschaften noch wesentlich seinen langsameren Schritt und fordert Geduld. Wie der Stein, in's Wasser geworfen, erst allmälig seine Kreise so weit spannt, daß er den ganzen Spiegel bewegt, so wollen auch wir bei der letzten gewaltigen Erregung unseres Volkslebens erst noch zuwarten, ehe wir schon rühmen oder verdammen. Zu thun jedenfalls und zu arbeiten gibt es noch allerwärts!

Von einem Theil des deutschen Heeres aber glaube ich aus der Feldzugszeit in diesen mehr allgemein menschlichen, natürlich nicht fachmilitärischen Dingen sachverständig und erfahrungssicher reden gekonnt zu haben. Und unser deutsches

Heer gerade ist ja selbst in solchen Zeiten ein bezeichnender Ausschnitt aus dem ganzen Volk, ein ver sacrum, dessen erfreulicher Stand immerhin Hoffnung künftiger schöner Ernte gibt. Nennen wir's die Ideen, oder mit der Kirche faßlicher die Rathschlüsse Gottes, — sie haben ihren gewaltigen Siegesschritt vor unsern Augen durch die Welt gemacht. Und dauernd stören soll uns auch nicht der Schmutz, der als Erdenloos und Tribut an die gemeine Empirie sich hie und da an ihre Sohlen geheftet hat. Ein bitterer Nachgeschmack widriger persönlicher Erfahrungen, der sich vielleicht auch in manches Theilnehmers spätere Erinnerung mischen möchte, muß in Gottes Namen dem Strom der Lethe als Todtenopfer überantwortet werden; ihn nachzuschleppen und die Idee sich dadurch trüben zu lassen, verlohnt sich nicht. Eine gewisse Ebbe vollends schwacher Seelen nach der Fluth der Kriegserhebung ist ohnedem zu natürlich, als daß sie den davon Berührten zu sehr Wunder nehmen könnte.

Jedenfalls hat unser Volk im Ganzen eine ernste Feuerprobe bestanden; da darf es sich denn um so weniger pharisäischer Selbstgerechtigkeit ergeben, welche stets nur Gott (oder, je nach Geschmack und Terminologie, dem Genius des deutschen Volkes) dankt, daß wir nicht seien, wie das Nachbarvolk. Es darf, so reichlich das Lager diesmal ausgestattet wäre, nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen, um die es ja auch nicht zu Felde zog, sondern muß das Erlebte nur die eindringliche Mahnung zum Weiterleben, d. h. Streben, sein lassen. Arbeit ist des Bürgers Zierde; große Gaben, große Aufgaben und Pflichten!

„Und wir machen doch fort," sprach ein badischer Minister in einer Zeit großer, die Geduld erprobender Langsamkeit der Geschichte; sprechen und handeln wir es ihm nach auf Ereignisse hin, die in Einem Jahr Jahrhunderte gut gemacht haben.

Ein häuslich bürgerlicher Sinn, wir können es nicht

oft genug wiederholen, zufrieden in einfach genügender Lage war seitdem die starke Wurzel unserer Volkskraft im Frieden und Feld. Sie gilt es in jeder Weise zu hüten und zu pflegen. Die lang ersehnte Einheit ist da, fertig der Schirm und Schild, die geschlossene Mauer nach außen; nun kann der erfreulich begonnene ruhige Ausbau im Innern seinen Gang fortsetzen. Den abstrakten Doktrinären entgegen, welche lieber gar nichts wollen, wenn sie nicht Alles auf einmal, z. B. Einheit und Freiheit bekommen, zerlegt die Geschichte ihre Ziele in Sectionen. Das Erste hat sie bei uns endlich erreicht; dem Zweiten gehört die Zukunft. Denn ächte Freiheit kann ja nicht als Treibhauspflanze gedeihen, nicht einfach nur importirt werden, sondern muß sich in allmäligem Wachsthum einleben, muß sich vor Allem ihrer würdige Bürger schulen und heranziehen. Denn allerdings ist sie ein edles Gut von soliderem Werthe selbst, als politische Größe und einheitliche Machtstellung, über deren so ungewohnter Erlangung es dem deutschen Volke nicht ziemte, die unscheinbarere Schwesteridee, die Freiheit, zu vergessen. Nicht etwa um zucht- und meisterlose, Familien wie Staaten nur zerrüttende Nivellirung und Auktoritätsstürmerei oder um geschichtswidrige Gleichmacherei kann es sich handeln, wohl aber darum, durch diese und jene Verbesserung, z. B. durch erweitertes Mitthunlassen in seinen eigenen Angelegenheiten, dem Deutschen das Eigene, Haus und Hof, Gemeinde und Staat immer lieber und werther zu machen. Denn nur worein der Mensch sich selber und seine Kraft legen darf, das liebt und schätzt er. Hat doch auch im verflossenen Krieg das ganze Volk ehrlich und rückhaltslos mitgethan, mitgesorgt, mitgeduldet und sich mitgefreut. Kein Stand kann sich im Wesentlichen einen ganz besondern Vorzug vor den andern zuschreiben. Diese ächt humane, im guten Sinn

demokratische Annäherung Aller an Alle darf nicht gleich wieder vergessen oder bei Seite gelegt werden.

Ein patriotischer Sinn ferner, ein liebevolles Verständniß für den engeren und namentlich weiteren Staat, ein lebendiges Reichsbewußtsein muß von Schule und Haus, vom bürgerlichen Leben und der Armee aus bewahrt und weiterhin erzogen werden. Denn in dieser Einen viel befassenden Idee schon hat das Volk den reichen Segen der weltlichen Idealität überhaupt zu genießen, wie einst Plato sehr treffend bemerkte, daß eine einzige Idee (bei ihm die des Schönen) bereits die führende und leitende Brücke zur ganzen Idealwelt sei. Jener patriotische Staatssinn erhebt Herz und Auge über das Enge und Beschränkte und macht den Spießbürger nach und nach zum selbstbewußten Staatsbürger, wohin wir in Deutschland noch gehörig weit haben. Männer, die sich fühlen als lebendige Glieder eines achtungsgebietenden Ganzen, sind auch ethisch mehr werth, als kosmopolitisch zerfahrene Atome ohne nationale Selbstachtung.

Der Kirche endlich sind gleichfalls schöne Aufgaben erwachsen, wenn sie anders nicht in vorzeitigem Suchen nach Früchten meint, nur die gerade gewünschte Parteisorte erwarten und finden zu müssen. Wir träumen nicht von einer Reichskirche (deren Werth und Nothwendigkeit zweifelhaft sein dürfte), wir erhoffen kaum oder doch erst in fernen Jahrhunderten eine wünschenswerthe Vereinigung mit der katholischen und andern Konfessionen — darnach sieht die Gegenwart wahrhaftig nicht aus! Aber das denken wir trotzdem, daß eine große Zeit die Herzen wieder einmal mit religiösem Thau erfrischt und mit der ahnenden Erkenntniß Gottes, ob auch in mancherlei Form und Symbol, erwärmt hat. Es ist ja schon ein großer Gewinn, wenn die Menschen der Jetztzeit wenigstens spüren und ahnen, daß in letzter Instanz nicht die Götzen unserer Tage, rohe

Materie oder Geld oder atomistische Zufälligkeit, die Welt beherrschen, sondern schließlich dennoch Ideen! Allzuviel aber kann man dann, ohne Gefahr schwerer Täuschung, nicht verlangen. Besonders in Sachen der Religion thut eigensinniges, ob auch ernstes und wohlgemeintes Bestehen auf ganz bestimmten Formen und Ausprägungen, so häufig es ist, niemalen gut. Sie ist ja, wie Alles den Menschen lebendig Bewegende, individueller Natur, voll Zeit-, Lokal- und Standesfarbe, wie wir dieß von Anfang an bei der eigenthümlichen Erscheinung der militärischen Religiosität hervorhoben, und wie gewiß auch zu Haus in der unleugbaren religiösen Erregung aller Kreise, Stände und Konfessionen ein Aehnliches sich bemerkbar machte. Seien wir vorläufig immerhin mit dem Kern oder Kernchen zufrieden und streiten nicht um Dinge, die sich doch zuweilen mehr zur Schaale neigen. Pflegen wir jenes treu; es wird dem Volk, um das es sich letztlich handelt, besser damit gedient sein, als mit neuer Beschwörung alter kirchengeschichtlicher, oft so ungeistlicher Geister, die in unserem neuen Deutschland, so weitherzig es sonst ist, kein Heimathrecht mehr verdienen.

Familie, Staat und Kirche, wie im großen Krieg des Jahres 1870 so segensvoll vereinigt, müssen die Hände ineinander lassen, die sie in jener Zeit der Noth gegenseitig gefaßt, und müssen miteinander, jedes auf seinem Boden fortarbeiten; so „muß uns das Reich doch bleiben.“